Lebensfragen.

Aus den Papieren eines Denkers

herausgegeben

von

August Sperl.

Lebensfragen.

Aus den Papieren eines Denkers

bearbeitet und herausgegeben

von

August Sperl.

München 1894
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Luft und Licht.

Ein Traum ist unser Leben, und phantastisch
Verschiebt sich Bild an Bild, Gestalten ziehen,
Die bald sich nahen, bald sich wieder fliehen,
Jetzt starr und spröd', jetzt fügsam und elastisch.

Sie bilden Stellungen und Gruppen plastisch
Im ernsten und im heitern Stil; sie blühen
Und welken in der Horen Tanz, doch sprühen
Die Funken, wenn sie stürmen wild und drastisch.

Der Atem stockt mir im Gedräng; ich sehne
Nach Luft und Licht mich, und gewaltig dehne
Ich meine Schwingen, aus der Welt der Träume,

Der wüsten, mich zu retten in die Räume,
Wo reiner Formen rhythmische Bewegung
Den Geist entzückt in seliger Erregung.

Christian von Bomhard.

„Gleich einem Baume soll der Mensch mit starken Wurzeln fest eingreifen in den Boden der realen Welt, aber Stamm, Äste, Krone, Blüte und Frucht sollen sich stolz und frei erheben in den Äther der Ideale“ — hat August Bomhard einmal gesagt.

Ein solcher Mensch ist der Ansbacher Schulrat Christian von Bomhard, der älteste Sohn des Gundelsheimer Pfarrhauses, gewesen, und real in den Wurzeln, ideal in Krone und Frucht ist auch die geistvolle Schrift, die zunächst für seinen Sohn bestimmt war und heute auf Anregung der noch lebenden Hinterbliebenen Bomhards vierzig Jahre nach ihrer Abfassung der Öffentlichkeit übergeben wird.

Bomhards Essays, die „Späne“, wie er sie selbst genannt, die „Ähren vom Felde der Betrachtung“, wie sie der Herausgeber Stadelmann getauft hat, sind in weiteren Kreisen bekannt, wenn auch noch lange nicht nach Verdienst bekannt. Die vorliegenden väterlichen Ratschläge sind aus dem gleichen Geiste geboren, aber sie sind unmittelbarer, sind ergreifender als jene: Der Denker und Humanist, den man ja mit Recht zu den großen bayerischen Pädagogen unseres Jahrhunderts rechnet,*) der Philo-

---

*) Über Christian von Bomhard siehe den einschlägigen Abschnitt in „D. Georg Christian August Bomhard. Ein Lebensbild von Dr. August Sperl“. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck), 1890.

soph, vor dem die Systeme aller Zeiten von den Alten herab bis auf Hegel und Schopenhauer dalagen als aufgeschlagenes Buch, redet mit dem Sohne Auge in Auge über Zeit und Ewigkeit, er steckt ihm aus dem Schatze seiner Lebenserfahrung Warnungstafeln, er weist ihm Wege und Stege, die Wege und Stege, die hinan führen, er übermittelt dem Jüngling eine Lebensanschauung, die „fest ist in den Maßen, weich in den Umrissen“ — Alltägliches und Sonntägliches schreibt er ihm nieder mit der treuen, alten Hand, aber für Werktage und Sonntage sein Bestes.

„In den Maßen fest — weich in den Umrissen“, das ist der Grundton, der durch das ganze Buch hin zu vernehmen ist: Es sind darinnen nicht nur Fragen mit Antworten, sondern auch gar manche Fragen ohne Antworten enthalten — aber das Fragen Bomhards ist auch da, wo er keine Antwort weiß, niemals jenes Fragen, von dem Heine sagt „und ein Narr wartet auf Antwort“; hinter all sein Fragen setzt Bomhard der Philosoph: „das Ende aller Philosophie ist, zu wissen, daß wir glauben müssen“. —

Pietät gegen das Andenken des Entschlafenen hatte mich bestimmt, die Umarbeitung und Herausgabe des Manuskripts zu übernehmen; während der Arbeit aber wurde es mir unversehens zu Mute, als ob mich dieser anscheinend so anspruchslose Denker allgemach mit meinem eigenen Denken und Fühlen gefangen nähme und hineinzöge in den Bann seiner eigenartigen Persönlichkeit, und als ich den letzten Strich an meiner Aufgabe gemacht hatte, da war mir's klar — nicht um des Andenkens willen müssen diese vergilbten Blätter hinaus, sondern um ihrer selbst willen; sie müssen wirken auf weitere Kreise und müssen für ihr bescheiden Teil dazu beitragen, daß die Lampe des ewigen Lichts nicht erlösche in unserer Zeit.

„Lebensfragen“ habe ich darüber geschrieben; denn es

ist eine Lebensfrage für die Jugend, mit welcher Gesinnung sie den Fragen des Lebens entgegentritt. Und für die Jugend sind ja diese Warnungstafeln zunächst bestimmt. Die ganze Tiefe ihrer Lebensweisheit vermag freilich erst der reife Mann zu schätzen, und dieser wird sich immer freuen, über Lebensfragen, die ihm die eigene Erfahrung längst so oder so beantwortet hat, auch die Erfahrungen eines andern zu hören — zumal wenn dieser andere ein so geistvoller Mensch ist.

Mag nun aber der reife Leser auf Grund eigenen Wissens auf diese oder jene Frage auch einmal eine andere Antwort für die bessere halten — wenn er das Ganze der Schrift überschaut, so wird er sicherlich mit mir urteilen:

Sie werden wirken, diese väterlichen Worte, denn sie gehören zum Besten, was je das Alter zur Jugend gesagt hat.

August Sperl.

Inhaltsverzeichnis.

(Die Ziffern beziehen sich auf die Seiten.)

Widmung 1.
Du und die andern 3.
Ut sunt 7.
Menschenkenntnis 8.
Nichts anstaunen 12.
Alles ist eitel! 14.
Was zu lernen sei 15.
Streben 17.
Einseitigkeit 19.
Fleiß 20.
Jugendplage 22.
Unruhe 23.
Selbstkenntnis 25.
Lerne dich kennen! 26.
Selbstschau 27.
Rückblick 28.
Zorn 29.
Paradies 30.
Beruf 31.
Der Funke 32.
Gymnasium (1853) 33.
Klassiker 34.
Tod 35.
Freiheit 37.
Streite! 41.
Schicksal 42.
Aendern — Gewohnheit 44.
Fragen 47.
Lebensmitte 48.
Hochmut 51.
Philosophie 52.
Das Göttliche 61.
Gottesbewußtsein 64.
Karikaturen des Heiligen 66.
Versäumnis 67.
Schliff 69.
Temperament 70.
Stoicismus 72.
Werden 73.
Wohlthätigkeit 74.
Geld 76.
Ehre 77.
Göttlicher Segen 80.
Vetter Michel 82.
Freude 83.
Leid 85.
Erfahrung 87.
Menschenwert 93.
Enthusiasten 98.
Edel 99.
Liebe 101.
Lob 108.
Selbstfreundschaft 109.
Zeitgeiz 111.
Sprungweise 113.
Die eigene Haut 114.
Stichwörter 116.
Goethe 117.
Das Weimarer Kunstleben 121.
Verlegenheiten 126.
Verdacht 128.
Rücksichten 129.
Moral 132.
Der Sophist 133.
Die Tiefen 134.
Fest 138.
Liebhabereien 141.
Ironie 142.
Das Einzelne 143.
Fähigkeiten 145.
Stirb und werde! 146.
Zuletzt 149.
Atmosphäre 150.
Die Helfer 152.
Rache 153.
Der Schuft 155.
Faule Flecke 156.
Klassifikation 158.
Die Basen 159.
Vielmachen 160.
Trost 162.
Neigungen 164.
Meisterschaft 165.
Die Großen 167.
Examen 168.
Unliebenswürdigkeit 170.
Dulde 171.
Die Zeit 172.
Unruhe 174.
Ueberschätzung seiner selbst 176.
Umgang 178.
Männerfreundschaft 179.
Stolz 180.
Die drei Freunde 181.
Charakter 184.
Hintendrein 187.
Irrtum 188.
Rat 190.
Fortuna 191.
Der Feind 194.
Prophetie 196.
Die Autoritäten 198.
Jugend und Alter 199.
Haß 200.
Selbstverachtung 202.
Anhalten 203.
Familien-Schicksale 204.
Beauftragt 205.
Praktiker — Ideologen 207.
Der Conatus 211.
Entschuldigungen 212.
Ganz und halb 213.
Ehre Gottes 214.
Verlieren 215.
Nein! 216.
Menschheit 217.
Wissen — Thun 220.

Alphabetisches Register 222.

Widmung.

Was diese Blätter enthalten, sagt die Überschrift. Wie sie entstanden sind? Wenn ich von meinem Berufsgeschäfte oder vom Lesen müde war, in den späten Abendstunden oder sonst wohl auch, wenn das Dringende abgemacht war, griff ich zur Feder. Ich wollte aber nicht Monologe halten, sondern zu einem sprechen, auch nicht zur Öffentlichkeit bestimmen, was ich zu schreiben im Begriffe war, sondern ein Privatissimum aufsetzen, an dich, mein Sohn! Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo sich unsere Lebenswege scheiden werden; der deinige geht hinaus in die Welt, der meinige mündet bald in die Ewigkeit. Und doch möchte ich dir noch länger ein Begleiter sein auf der Lebensreise und als solcher, vermöge teuer erkaufter Erfahrung, ein Führer und Wegweiser. Ich kenne die Gefahren der Wanderschaft und die Beschaffenheit der Straße, auf der dein Fuß wandeln wird, du aber kennst sie noch nicht. So muß es dir also erwünscht sein, wenn ein Wegkundiger dir die Stellen zeigt, wo man sich leicht verirren

kann, weil Nebenpfade die rechte Richtung ungewiß machen, die Phantome, die sich zur Begleitung anbieten und in Sumpf und Moor führen, wer sich ihnen anvertraut.

Und dieser Wegkundige, der sich dir anbietet, ist dein Vater! Von wem könntest du größere Wachsamkeit und Vorsorge erwarten? An meiner Hand hast du deine ersten Schritte gemacht, mein Auge hat bisher über dir gewacht, so wirst du doch gewiß glauben, daß meine Führung eine treue ist. Sie möchte aber nicht bloß eine beratende und warnende sein, sondern auch ermunternd zum Selbstvertrauen, anregend und weckend das Bewußtsein eigner Kraft und persönlichen Wertes, beruhigend und tröstend, wo es not thut, möchte ich dir zur Seite gehen.

Es sind Aphorismen, diese meine Mitteilungen, gleichsam Stammbuchblätter, in keinem logischen Zusammenhang das eine mit dem andern. Aber im ganzen umfassen sie die bedeutendsten Lebensinteressen für deine nächsten Jahre sowohl als für künftige spätere.

Es sind nicht wohlstilisierte Aufsätze. Dazu hatte ich keine Muße. Sondern, was die Form betrifft, flüchtige Aufzeichnungen, wie sie etwa jedesmal der Feder entflossen. Aber Sache und Inhalt ist nicht extemporiert, sondern Frucht meiner Studien, meiner Erfahrung.

Willst du sie benützen, so darfst du sie nicht auf einmal durchlesen und dann bei Seite legen. So würden sie fruchtlos bleiben. Sondern oft nimm sie zur Hand, und wie sie Fragmente sind, so lies sie auch nur stückweise; heute einen und ein andermal wieder einen.

Du findest hier nicht subtile Reflexionen, die, aus einer originellen Anschauung der Dinge hervorgegangen, durch Neuheit und Ungewöhnlichkeit reizen könnten; solche delikate Früchte wachsen nicht auf meinem Acker. Aber es bedarf auch solcher nicht, Moral und Lebensklugheit sind hausgebackenes Brot, nicht Desert.

Und so oft du darin liesest, gedenke meiner! Bald wird von mir nichts mehr übrig sein als ein bischen Erinnerung. Daß aber diese eine freundliche und liebevolle sei, glaube ich bei meinen Kindern wohl verdient zu haben.

Du und die andern.

Merke dir: alle Menschen lieben sich selbst und gefallen sich wohl. Es steht keiner in deinen Augen so nieder, der nicht mit sich selbst wohl zufrieden wäre und sich allerlei Vorzüge beimäße. Der also ist ihr Mann, der diese Eigenliebe schont, besonders der ihr Futter streut. Kannst du letzteres nicht thun, ohne unwahr zu sein, so beachte doch jenes gegen jeden — wo nicht die Pflicht gebietet, neue Saiten aufzuziehen. Aber auch ein feines, wohlangebrachtes Lob verfehlt seine Wirkung nicht, soferne das Lob aus gewichtigem Munde kommt; es erweckt Selbstvertrauen in den Schüchternen und spornt die Eifrigen: dich aber befreundet es dem Gelobten — keiner noch hat den ge-

haßt, von dem ihm verdiente oder unverdiente Anerkennung geworden.

Meide demnach jede Hofmeisterei und wolle keinen belehren, der es nicht verlangt.

Aber merke auch dies: jede Selbstgefälligkeit, die du dem andern merken läßt, wird von ihm als indirekter Angriff aufgenommen. Denn wozu würdest du es an dir hervorheben, wenn nicht gerade diese Eigenschaft ihm, dem andern, gebräche oder nur in geringem Maße zukäme? Dazu wissen die Menschen, daß der keinen Blick für das Löbliche an andern hat, dem das Seine so wohl behagt.

Halte also zurück mit dem deinigen und besonders laß deine starke Seite, wofern du eine hast, nicht Front gegen den andern machen. Leichter verzeiht er dir dann deine schwache.

Es sind gewisse Punkte, auf die jeder in sich einen besonderen Accent legt. Und das sind oft sehr unordentliche. Dieser Versler will für einen Dichter, jener Stümper für einen Virtuosen gelten; dieser will schön, jener witzig sein, ein anderer thut sich viel zu gute auf seine schönen Empfindungen — und was der närrischen Einbildungen mehr sind. Schone diese Schwächen und wecke die Träumenden nicht aus dem Schlafe; selten schaden sie, und ihre Dauer ist keine lange.

Die Lieblingsmeinungen der andern ertrage, wenn du sie nicht teilen kannst. Im Gespräche mache nicht den Opponenten geradezu. Scheide lieber das Wahre, das doch gewiß auch in irriger Ansicht verborgen liegt, von

seiner Beimischung aus und hebe es ans Licht hervor; so verliert auch der Widerspruch seinen Stachel, wenn teilweises Rechtgeben dabei stattfindet.

Die wenigsten Menschen haben Witz, und vielleicht hast du selbst auch nur ein mäßiges Teil von dieser gefährlichen Gabe. Aber auch mit diesem setze keinen in Verlegenheit; seine Stacheln verwunden am tiefsten.

Die wenigsten haben Charakter. Besitzest du welchen, so laß ihn nicht scharfkantig hervortreten: feste Maße bei weichen Umrissen!

Bei aller Selbstgefälligkeit haben doch die wenigsten Selbstvertrauen. Komme diesem, wo es not thut, zu Hilfe, so bist du ihr Freund.

Dem Hochmütigen setze nicht Trotz, nicht Verachtung entgegen, sondern Gleichgültigkeit; du selbst gib dich nicht groß, aber auch nicht klein, nicht hilfsbedürftig, mitleidwert. Zeige dich als freien, unabhängigen Mann, der nicht nach Stützen umhertappt, vielmehr anderen Stütze sein kann.

Sei ehrlich und offen, aber in Gesellschaft sprich wenig, rede gar nicht von dem deinigen. Was du für Studien machst, wie du dich dabei anstrengst, welche Pläne, welche Hoffnungen du hast — dies und ähnliches behalte für dich.

Die Menschen lieben das Vergnügen: Kannst du ihnen das nicht bereiten oder fördern — etwa durch das Anziehende einer lebendigen Unterhaltung — nun da störe es ihnen doch nicht, mache mit, soweit es die Gesetze des Anstandes erlauben.

Sie sind in ihren Neigungen sehr veränderlich. Lasse es dich also gar nicht befremden, wenn dir solches Umschlagen von Wärme in Lauheit widerfährt, von dem du keinen Grund weißt. Es ist oft nichts als die stärkere Anziehung eines Dritten. Thue, als ob du gar nichts bemerktest und äußere keine Empfindlichkeit über die Entfremdung.

Halte überhaupt Freundschaft mit sehr wenigen, gutes Benehmen gegen jedermann.

Freundschaft ist Assimilation Gleichartiger. Von Wahl ist hier wenig die Rede: es ist ein „Sich finden". Hier heißt es: was der Mensch wert ist, das widerfährt ihm.

Jugendfreundschaften sind wie Gartenblumen, die einen welken, während die andern aufblühen, der Spätherbst aber weht alle hinweg.

Suche dir wenigstens Einen Freund aus dieser Vergänglichkeit zu erhalten bis zum Lebensschlusse. Nur Einen! Es ist das eine Perle, deren Wert von Jahr zu Jahr steigt.

Was aber ist's, das den zarten Faden der Freundschaft nicht reißen läßt? Gegenseitige Achtung und Wertschätzung, gegenseitiges Vertrauen, verbunden mit großer Delikatesse im Benehmen. Aber dazu gehört immer wechselseitige Lebensgemeinschaft, sonst unterliegt auch würdige Freundschaft der Attraktion von seiten anderer und der Abschwächung der Empfindungen, denen die sinnliche Nahrung entzogen worden.

Ut sunt.

Nimm die Menschen wie sie sind! So lautet eine Hauptregel des praktischen Lebens. Wie sie sind, also nicht, wie du sie etwa haben möchtest, sondern mit allen ihren löblichen oder unlöblichen Eigenschaften und Eigenheiten. Nimm sie — d. h. behandle sie so, wie sie sind, bequeme dich ihnen gewissermaßen an. Also schone, was der Schonung bedarf, und berühre nicht, was die Berührung nicht verträgt. Z. E. der ist von sich eingenommen (so die meisten), also demütige ihn nicht, führe ihn nicht aufs Eis, erhebe nicht dich, als wolltest du ihm in dir ein Muster zeigen. Jener ist mißtrauisch, empfindlich, leicht verletzt, also —! Ein Dritter besitzt wenig Bildung und Wissenschaft, nun so unterhalte ihn nicht mit Literatur. Ein Vierter versteht nichts von Kunst oder mag sie nicht treiben — so belästige ihn nicht mit deinem Kunstenthusiasmus. Besonders mache nicht den Aretelogus, den Moralprediger; denn das kann keiner vertragen. — Ist diese Forderung nicht ganz in der Ordnung? Und doch wird oft dagegen gefehlt.

Das ließe sich noch allenfalls machen. Aber es können auch Fälle vorkommen, wo eine andre Regel anzuwenden wäre, und wo es vielmehr hieße: mache die Leute so, wie sie sein sollen. Z. B. im Verhältnisse des Chefs, des Lehrers, Erziehers, ja auch gewissermaßen des Freundes. Und doch wird auch hier das Obige nicht aufgehoben, sondern nur modifiziert. Denn, auch wenn

du ändern und bessern mußt, hast du viel Vorhandenes, Gegebenes zu berücksichtigen.

Nimm die Menschen wie sie sind, das heißt ferner: setze viel, ja das meiste dessen, was sie dir etwa Unangenehmes erweisen, auf Rechnung — nicht ihrer Bosheit und Böswilligkeit, sondern des Irrtums und der Täuschung, dessen die Welt voll ist; ertrage möglichst ihre Verstimmung und Laune. Überzeuge sie faktisch eines Besseren, denke nicht an Vergeltung und Rache.

Wie sie sind — nun wie sind sie denn in Beziehung auf Glück und Wohlbefinden? Es gibt viele Unglückliche, Unzufriedene und die das zu sein gute Gründe haben. Solchen aber hält man viel zu gute.

Aber dich selbst nimm ja nicht wie du bist, sondern immer so, wie du sein sollst! Sei streng gegen dich selbst und verzeihe dir so leicht nicht Thorheit und Vergehen. Sonst wirst du immer schlechter. Du mußt dir zu Zeiten, wo du es verdient zu haben glaubst, gram sein können; dafür hast du dann ein andermal auch wieder das Recht mit dir zufrieden zu sein.

Menschenkenntnis.

Ist sie dir nötig? In den engen Kreisen unseres bürgerlichen Lebens, bei der Einfachheit unserer amtlichen oder dienstlichen und geselligen Verhältnisse braucht es keines besonderen Studiums. Denn —

Du findest alle Menschen in dir selbst.

Was du anstrebst und verabscheuest — dasselbe die andern. Bist du Egoist, und mußt du es in gewisser Rücksicht auch sein, siehe deine Brüder sind's alle auch. Nimm's ihnen nicht übel. Liebst du das Vergnügen, die Bequemlichkeit, Wohlhäbigkeit? Hast du lieber eine volle als eine leere Börse? einen guten als einen abgetragenen Rock? — Gefällt dir Lob besser als Tadel und Artigkeit besser als Derbheit? Zieht dich das Schöne mehr an als das Häßliche? Siehe so interpretierst du den Text des andern immer richtig nach deinem Wörterbuche.

Wie, immer? Aber ich bin ehrlich und verabscheue den Betrug, ich hasse die Lüge, die Verstellung. Thun das alle andern auch wie ich? So ist ja die Dolmetschung eine höchst unsichere?

Und doch ist sie's nicht, wenn du nur nicht Eitelkeit einfließen lässest und nicht bloß fragst, was du (mit Gottes Hilfe) vielleicht wirklich geworden bist, sondern was du hättest alles werden können. Hast du nie gelogen? nie einen kleinen Betrug gespielt? nie besser scheinen wollen? Siehe, was bei dir in der Anlage noch immer da ist, was zum Versuch und zur That werden will und kann, wenn du nicht beständig auf der Hut bist — das kann bei manchem andern aus dem Verstecke der Dynamis mehr oder weniger in Willen und Praxis übergeflossen sein. Und so findest du auch in den Fehlern und Schwächen, in den Gebrechen und Lastern anderer ein Stück von dir selbst,

bald dunkler bald klarer ausgeprägt. „Nichts, was menschlich, acht' ich mir als fremd."

Aber wie soll das angewendet werden? Ist jeder Unbekannte so lang für schlecht zu halten, bis sich das Gegenteil herausgestellt hat, oder für gut? Im ersten Falle bin ich argwöhnisch; im zweiten werde ich oft empfindlich angeführt.

Die Frage ist aber selbst in tausend Fällen ganz unpraktikabel. Lasse den andern sein was er will — was geht's dich an? Nur in den seltenen Fällen wird sie wichtig, wo sich's um das Mein nnd Dein, um Zusage und Versprechen handelt, kurz, wo sich ein bedeutenderes Verhältnis, wenn auch nur vorübergehend, anknüpfen will.

Hier gilt das Traue Schaue Wem. —

In den Freimaurer-Sälen steht oft der Spruch Fide deo, diffide tibi — traue Gott, mißtraue dir! — Tibi — also auch anderen mit demselben Rechte. Mißtrauend gehst du immer am sichersten.

Nicht Bosheit und absolute Schlechtigkeit — Leichtsinn, Leichtsinn ist die Quelle, aus der die meiste Täuschung, der meiste Betrug kommt; leichtsinnig sind aber nicht bloß die meisten jungen Menschen, auch viele Alte sind's.

Lasse dich nicht durch angenommene Masken hintergehen! Traue den Reden der Leute nicht! Wort und Gesinnung stehen bei den wenigsten in Harmonie. Traue ihrer Freundlichkeit nicht schlechtweg! Sie mag aus wirklicher Gutmütigkeit kommen, aber eben diese ist oft sonst nichts als Schwäche und leichte Erregbarkeit. Traue nicht anschei-

nender Religiosität und Frömmigkeit! Gerade mit dem Heiligsten wird am meisten das Unheilige verlarvt, und selbst wo keine Heuchelei unterläuft, ist noch eine weite Kluft zwischen Wärme fürs Religiöse-Kirchliche und zwischen praktisch-moralischer Frömmigkeit.

Manche decken ihre Unredlichkeit mit feiner Umhüllung, manche aber auch durch anscheinende Derbheit und Geradheit.

Übrigens, wie du es auch mit Trauen und Mißtrauen halten magst — dein Lehrgeld wirst du gewiß bezahlen müssen: ungerupft ist noch keiner durchgekommen. Ja manchmal muß der Menschennatur zu Ehren etwas riskiert werden. Und hier zu verlieren ist wenigstens nicht beschämend.

Leichter jedoch magst du in Geldsachen durch fremde Täuschung einige Einbuße erleiden — nur hüte dich vor der Täuschung, die durch Mißbrauch anvertrauter Geheimnisse erfolgen kann. Unter diese Kategorie gehören nicht allein Familiensachen, Angelegenheiten anderer, manche eigne Pläne und was sonst noch nicht verraten werden darf, sondern auch freimütige Äußerungen über gewisse Personen und Verhältnisse, besonders politische!

Lasse dir die Zunge nicht ziehen! das heißt, wenn dir einer mit Vertrauen entgegenkommt, erwidre ihm das ja nicht blindlings. Sonst begibst du dich in die Gewalt seiner Bosheit oder seines Leichtsinns. Man trägt im Frieden, wenn man nicht Soldat ist, kein Schwert. Aber einen Schild sollte jeder mit sich führen, damit er sich

keine Blöße gibt. Dieser Schild heißt Vorsicht. Und diese ist überall nötig, sogar unter Freunden, eben weil man unter ihnen das Recht zu haben wähnt, sich aller Behutsamkeit zu entschlagen.

Der Weg durch die Menschenwelt ist kein geebneter und chaussierter. Es ist eine Alpenreise, zu der ein guter Stachelstock gehört.

Am leichtesten macht sich die Sache in dem zurückgezogenen Leben, das der Literat, der Gelehrte führt. Sein meister Umgang ist ja mit den friedlichen Geistern der Abgeschiedenen oder Fernen, die nichts übelnehmen, nichts verraten.

Nichts anstaunen.

Nil admirari! Das ist der Weg zum Lebensglück, den einer der größten Menschenkenner vorzeichnet, und zwar als den einzig richtigen. Setze hinzu: von dem, was der große Haufe bewundert, oder füge der negativen Vorschrift eine positive Ergänzung hinzu, so ist die Regel vollständig und wahr; denn admirari heißt zugleich anstreben mit Begier und Leidenschaft — Irrlichtern nachlaufen.

Habe keinen Respekt vor dem Reichtum und dem Reichen. — Wenn du brav bist und etwas Tüchtiges gelernt hast, so fühle dich ja nicht klein und bedeutungslos gegenüber dem, der großes Gepränge hat; siehe den Mann selbst an und nicht die Gaben des Glückes, die ihm äußer-

lich beigegeben sind. Die Katze hält sich ans Haus, der Hund an den Herrn, ahme du dem edleren Tiere nach.

Habe keinen Respekt vor Rang und Orden. Steckt etwas dahinter, so hat es seinen Wert auch ohne diesen Flunder und Plunder, oft aber ist er nur Emballage, unter der schlechte Ware verhüllt liegt. Ziehe in Gedanken die Löwenhaut ab und siehe zu, was dann zum Vorschein kommt.

Gold und Rang liegen wohl außerhalb des Kreises, in dem sich dein künftiges Leben bewegen wird; so müssen sie auch vom Bereiche deiner Wünsche ausgeschlossen sein. Lasse es denen, die's haben, ohne Neid und Verlangen. Dagegen aber, wo du den virum justum et propositi tenacem, den zielbewußten Ehrenmann, überhaupt, wo du das Schöne und Edle in einer Menschennatur findest: vor dem habe Respekt!

Es ist eine schwere Kunst, dies nil admirari. Warum? weil der Druck der Armut immer und immer den Reichtum, weil der des Ehrgeizes immer die höhere Stellung wünschenswert erscheinen läßt, und weil wir selbst so klein sind: den Kindern erscheint ein ärmliches Haus in ihrem Dörfchen groß und ihre Ortskirche ein prächtiger Dom. Zwar der Ehrgeiz plagt nur wenige, die Armut aber Millionen, und zwar hart genug.

Resignation ist not; zu dieser aber bringt es nur der, welcher die wahren Lebensgüter kennt und schätzt und lebendig anstrebt. Sonst keiner. —

Alles ist eitel!

Der junge Mensch weiß das nicht. Er sieht alles sub specie aeterni an, d. h. er denkt nicht daran, daß in kurzer Zeit alle Erscheinungen teils vorüber teils verändert sein werden. Ihm ist, als bliebe und dauere alles.

Es muß wohl so sein — denn wie könnte er sich sonst in die Welt einleben, wenn er sie als eine vorübergehende Erscheinung anschaute?

Anders der Bejahrte. Er hat ganze Generationen heranziehen und abgehen, er hat so viel Schönes verblühen, so viel Großes zusammensinken, so viel Liebes sich trennen gesehen, daß er das Bestehende als Erscheinung und die Erscheinung als Schein und den Schein als Schatten, Rauch und Nebel ansieht. Und so kommt ihm dann von selbst die Athaumastie.

Das feste Band, das ihn ehedem an die Objektivität gefesselt hatte, lockert sich, und damit mindert sich auch das Begehren und Bewundern. Eine Scheidung tritt ein, die den natürlichen Übergang zur letzten Scheidung anbahnt.

Kalte Luft weht auf der Höhe des Lebens. Es wäre zum Erstarren, wenn nicht der Liebe milder Hauch von innen heraus erwärmte. Sie nur bleibt bei allen denen, die nicht im wüsten Treiben weltlicher Bestrebungen untergegangen sind, sie hält aus, ewig jung, ewig frisch, wie einst im Rosengarten der Kindheit. Wohl ist sie ab-

geklärt und weniger bedingt durch sinnliche Affekte, aber deswegen nicht schwächer und matter, sondern vielmehr wahrer und inniger.

Was zu lernen sei,

weiß jeder. Wie gelernt werden soll, das lernt man gewöhnlich erst, wenn Irrwege zum Mißlingen geführt haben. Denn jeder Gegenstand hat sein eignes Wie. Die allgemeinen Bedingungen, z. B. Fleiß, Bleiben beim Einen — reichen nicht aus. Auch nicht einmal der gute Rat derer, die wirklich etwas gelernt haben. Denn es tritt hier zugleich auch die Subjektivität ein und behauptet ihre Rechte. Am sichersten ist's immer, keine besonderen Experimente mit der Methode zu machen, sondern bei der Regel zu bleiben, und besonders dem nicht auszuweichen, was bei der Sache das Trockenste und Verdrießlichste zu sein scheint. In allem, was zu lernen ist, muß ein gewisser Mechanismus erst überwunden werden, ehe man mit Sicherheit weiter gehen kann. Den greife du mutig und geduldig an!

Aber ich bin heftig, ungeduldig, wenn's nicht gleich gehen will, ärgerlich — was ist hier zu thun? Probiere es einmal so: bekämpfe einen Affekt durch den anderen. Erwecke den Ehrgeiz durch die Vorstellung, daß es hier einen Kampf gilt, in dem besiegt abzuziehen schimpflich ist. Willst du dir selbst ein Armutszeugnis ausstellen? Dann wieder nimm die Liebe zum Gegenstande zu Hilfe.

Wäre dieser ein teures weibliches Wesen: was würdest du dich verdrießen lassen, um dessen Gunst zu gewinnen? Wie, ist die Wissenschaft weniger liebenswürdig, weniger köstliches Besitztum? Je spröder sie ist, um so erfreuender der Triumph.

Aber lasse dir nicht viel in die Quere kommen! Nach jeder Unterbrechung bedarf es wieder neuen Ansatzes, neuer Anknüpfung, neuer Ermutigung, und im Hintergrund lauert doch immer der Wunsch, daß auch der Ansatz bald wieder Unterbrechung finden möge. So wirst du der Belagerer, dessen Werke täglich vom Feinde zerstört werden, weil er keins zu besetzen und zu behaupten vermag. Also ein sehr eingezogenes Leben, ja oft Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit, bis irgend eine wichtige Aufgabe gelöst worden ist. Zerstreuungen unterbrechen den Lauf der Kraft.

Der Weg zur Gelehrsamkeit ist derselbige, den die großen Mystiker als den bezeichnet haben, „der zum wahren Christentum und zum seligen Leben" führe: der Weg der Entsagung und Selbstverleugnung.

Entsage also der Bequemlichkeit, die irgend eine bisherige Beschäftigung, etwa leichte Lektüre, für Studium hält und solches nichtswürdiges Herumnaschen für Arbeit. Entsage auch vielem zeitmordenden Lebensgenusse. Lasse andre an jedem heitern Tage spazieren gehn, an jedem Abende in die Kneipe, ins Theater laufen. Du bleibe bei Schrift und Buch. Selbst vom Schlafe brich so viel ab, als deine Gesundheit erlaubt.

Gewohnheit macht auch die Entsagung leicht und,

weiter fortgesetzt, sogar süß; die Frucht aber dieser Entsagung ist ein reiches Wissen und Ehre bei der Welt. — Willst du nicht? So bleibst du ewig in Mittelmäßigkeit; denn es gibt keinen andern Weg, auch nicht einmal für das große Talent.

Aber das Gemüt will doch auch etwas haben, es ist hart, immer in der Welt der Begriffe leben zu müssen! — Gewiß! Nun, da ist es ja die Freundschaft mit ihrer Wärme und Innigkeit, die Erfrischung bietet, die Kunst mit ihrer idealen, begeisternden Kraft. Selbst auch das gesellige Leben unter mehreren will ich keineswegs ganz ausschließen — bei völliger Abgeschlossenheit wird man leicht scheu, unbeholfen, eckig, hochmütig und eingebildet — aber beschränkt werde es aufs Mäßige.

Streben.

Was ist das Beste am Menschen? In seinem Streben liegt es, in der Richtung desselben, in der Kraft, womit es wirkt, in der Einheit, womit es das Mannigfaltige verbindet, in der Beharrlichkeit, womit es die Spannung erhält bis zum Ende.

Aber ist nicht das Streben Unruhe? ist es nicht ewige Selbstunzufriedenheit, Verkümmerung des Genusses der äußeren Güter und der Freude an sich selbst, ja Selbstquälerei und harte Büßung? Oder gibt's vielleicht im

Leben einen Punkt, bis zu welchem das Streben fortgehen soll und bei dem angelangt es Rasttag zu halten und allmählichen Rückzug zu bereiten berechtigt ist? Freilich, der Jugend geziemt es mit vollen Segeln zu steuern — aber das reife, das späte Alter — sollte es nicht die Zinsen einstreichen und das Errungene genießen dürfen in möglichster Behaglichkeit?

Streben ist ja nicht schrankenlose Expansion, sondern es ist gerichtet auf ein bestimmtes Ziel. Da angekommen hat es sich selbst erfüllt.

Unterscheiden wir Streben und Arbeit.

Es gibt freilich kein arbeitsloses Streben (solches wäre nur ein ohnmächtiges Wünschen); aber die meiste Arbeit in der Welt hat mit dem Streben wenig oder gar keine Gemeinschaft. Mag die Arbeit ihr Maß haben an der Kraft, die nicht immer dieselbe bleibt, und mag es selbst mit dem Vordringen zu Besserem jeder halten wie er will: so viel ist gewiß, daß der Mann der Wissenschaft, der Gelehrte seinen Geist wie ein Schütze den Bogen immerfort gespannt in der Richtung aufs Ziel haben muß. Wenig und unbedeutend muß ihm das dünken, was er weiß und kann; steigen muß seine Wißbegier, sein Bemühen zu lernen, bis die Natur selbst ein Punktum setzt. Ich kenne nichts Erbärmlicheres als einen stumpfen und verrosteten Gelehrten, der lange schon vor dem höheren Alter Halt gemacht in den Jahren, wo der Geist noch rüstig ist. Und es ist nicht selten, dieses Einschlafen auf erträumten Lorbeeren!

Solche Schläfer müssen sich's aber auch gefallen lassen, daß sie von jungen Männern sofort in den Winkel zurückgeschoben werden.

Vollends gar ein junger Mensch ohne das lebendigste, glühendste Streben ist wie ein Frühling in Nova Zembla. Er erinnert an das Witzwort über das Schwein, daß dessen Leben nichts weiter sei als das Salz, das sein Fett vor Fäulnis schützt.

Einseitigkeit.

Ausbreiten muß sich der Geist in allerlei Weisen, Einseitigkeit ist pedantisch und macht lächerlich.

Gut, aber wie verstehst du das? Ist nicht das Gebiet der Wissenschaft ein unermeßliches und das Menschenleben ein kurzes? Ist nicht jeder Besonnene schlechterdings genötigt, sich im Lernen, in der Thätigkeit nach außen zu beschränken und sich zu bescheiden, vieles nicht zu wissen? Und ist nicht eben deswegen der Mensch in der Mehrzahl vorhanden, daß einer den andern ergänze? Nein, lerne du immerhin nur Eines, Eins ist not — aber das gründlich und tüchtig! Merke dir: dies Eine ist nicht eine unteilbare Einheit, sondern es entfaltet sich in der Behandlung von selbst in eine Vielheit, die durch ein organisches Band zusammengehalten wird. Es hat also keine Gefahr mit dem Hängen an Einem. Dazu ist der Gang der jugendlichen Studien selbst ein solcher, daß mit Vielerlei begonnen

und lange fortgesetzt wird, bis immer größere Konzentration eintritt.

Was ist denn also jene tadelnswerte Einseitigkeit? Nicht dies, daß ich vieles, obschon an sich sehr Wissenswerte, was zu meinem Fache nicht gehört, gar nicht oder nur oberflächlich kenne; sondern das Verrennen in eine wissenschaftliche Richtung ist es, das andre gleichberechtigte Richtungen ignoriert. Wohl magst du einer bestimmten zugethan sein mit Ausschluß der übrigen; aber kennen mußt du letztere im allgemeinen und ihre Stärke zu würdigen wissen. So gewinnst du ein umsichtiges Urteil, und dein Festhalten an Einem wird nicht als blinde Einseitigkeit hervortreten.

Fleiß.

Über den Studierfleiß kursieren manche falsche Vorstellungen unter jungen Leuten. Viele halten sich für fleißig, wenn sie so zur Not ihre Schuldigkeit thun, die Schule oder die Kollegien regelmäßig besuchen und daheim allenfalls ein Buch vornehmen. Dann meinen sie ein gutes Recht auf Erholung und Zerstreuung zu haben, als hätten sie wunder was Mühevolles vollbracht. Nur wenn das Examen vor der Thüre ist, dann wird tumultuarisch durcheinander repetiert, und ein klares Bewußtsein sagt ihnen, daß der bisherige Fleiß — d. h. das, was sie für Fleiß gehalten haben — nicht ausreiche, oder wohl eigentlich

gar keiner gewesen sei, weil es sonst dieser Angst und Unruhe gar nicht bedürfte.

Siehe, auf diesem Wege sind die Mittelmäßigkeiten gegangen, von denen die Welt voll ist.

Dagegen frage einmal, wie es die Ausgezeichneten angefangen haben! Ernst, Ausdauer, Beharren beim Einen — wie man eine Festung belagert, so haben sie der Wissenschaft zugesetzt, bis sie die Thore geöffnet. So wird man gelehrt.

Wann? — Wer es bis zum 30. Lebensjahr nicht schon ist, wird's später nimmermehr. Zuwachs des Wissens und der Reife — nun freilich! Aber es bleibt bei jenem terminus; aus dem jungen Gelehrten wird ein alter, aber aus dem jungen Dilettanten und Pfuscher oder aus der jugendlichen Mediokrität geht später nie ein Gelehrter hervor.

Aber da haben sie in neuerer Zeit zwischen den Gelehrten und den Ignoranten ein Mittelstück eingeschoben, das sie den „Gebildeten" nennen. Das Wort hat im Kurs gute Geltung, ja es scheint etwas Liberales, Ansprechendes und Gefälliges zu haben, das dem Gelehrten abgeht. Dazu ist feinere Bildung leichter und wohlfeileren Kaufes zu haben; viel thut hier der Umgang mit der eleganten Welt, viel thun Reisen, viel der Besitz wenigstens Einer neuen Sprache, geselliges Talent. — Ich habe nichts dagegen, es ist gut, wenn die Zahl der Gebildeten wächst. Die Virtuosen freuen sich, wenn die Zahl der musikalischen Dilettanten zunimmt; denn damit steigt auch die Anerken-

nung ihrer Kunst. Aber sie selbst müssen hoch über dem, wenn auch recht geübten, Dilettanten stehen — und so ist's mit der Wissenschaft. Wer zu ihrer Fahne geschworen, dem ist's nicht mehr erlaubt, nur ein Mann zu sein, dem man Bildung zuerkennt, sondern er muß, wenn er Geltung haben wlll, in seinem Fache Meister, d. h. Gelehrter sein. Es macht aber die Gründlichkeit des Wissens verbunden mit einem bedeutenden Umfang desselben den Gelehrten. Dabei darf er immerhin vieles, was der gebildete Mann allenfalls wissen mag, nicht oder nur wenig verstehen, das nimmt man ihm nicht übel.

Unterschieden von allem diesem ist sittliche Durchbildung des Charakters und Gemütes. Sie schließt einen herrlichen Bund mit Gelehrsamkeit und mit jenem, was man insgemein Bildung nennt; aber sie hat auch ohne beide ihr Bestehen und ihr eignes Gebiet. Gesunder Verstand, Erfahrung und Klugheit, ein richtiger Blick in die Dinge und Verhältnisse werden ihr jederzeit zur Seite stehen.

Jugendplage.

Mühevoll ist der Weg, den die Jugend zu durchlaufen hat. Rechts und links steht die Pflicht mit ihrem Stachel, der nicht ruhen und rasten läßt; in der Front drohend die Zukunft. — Ist sie sorgenfrei? Gewiß nicht, weil Obliegenheiten Sorgen machen. Dazu stehen ihr

schwere Prüfungen bevor — machen die keine Sorgen? Hat sie nicht auch zuweilen Geldverlegenheiten? Und so gibt es der sorgemachenden Veranlassungen nicht wenige.

Und es ist gut, daß es so ist: dadurch wird vorbereitet aufs Künftige, das, träte es urplötzlich ein, kaum erträglich scheinen würde.

Aber die Jugend hat auch die Gegengabe: einen leichten, heitern Sinn, der sich dergleichen nicht zu sehr anfechten läßt.

Unser Leben ist köstlich gewesen, wenn es Mühe und Arbeit war. Desto süßer wird am Abend die Ruhe schmecken. Wehe dem Faulen, der Ruhe sucht vor der Arbeit und ohne sie! Das wird ihm später eingetränkt werden, wenn die Arbeit kommt, die *keinen Dank* mehr bringt. Dankbar ist Jugendarbeit, und zwar immer und ohne Ausnahme. Die spätere, wo jene nicht vorausgegangen, bringt kärgliche oder gar keine Frucht. Besonders beim Gelehrten. Hier sind die οψιμαθεις, die Spätlerner, armselige Tropfen — nicht als ob nicht auch spät noch immer gelernt werden müßte, sondern weil ohne die Basis einer wohlangewandten Jugend immer nur ein seichtes, fragmentarisches Wissen erreicht werden kann.

Unruhe.

Unser Bewußtsein von uns selbst und unserem eignen Wert schwankt wie ein leichter Kahn auf dem

Weltmeere. Ein Verweis, ein Tadel, eine Demütigung — ja auch oft eine Unfreundlichkeit anderer, dann eine Verlegenheit, ein widriges Ereignis drückt es nieder; dagegen erheben es Achtung anderer, fremdes Lob, Bevorzugung, glückliche Zufälle. Die tiefste Depression erleidet es durch Schuldbewußtsein und Furcht, die höchste Hebung durch die Anerkennung von seiten Ausgezeichneter. Und wie schnell erfolgt der Wechsel dieser Stimmungen, wie rasch wird oft die ganze Skala durchlaufen! Aber diese Mutationen oder vielmehr Nutationen*) des Selbstgefühles bestimmen jederzeit auch den Grad unserer Glückseligkeit. Dazu ist soviel Subjektives im Spiele. Reizbare Empfindlichkeit, Eigenliebe, Stolz und Eitelkeit, die jedesmalige Lage, in der wir sind, schärfen den Stachel oder versüßen das Süße. Unsere Seele ist gleich einer Windrose im Schiffe des Lebens.

Was ist hier zu thun, um die Unruhe dieses Umspringens, die Störung des Gleichgewichts möglichst zu vermeiden?

Lebe ein eingezogenes Leben in stillen Studien. — Die sich viel unter andern umhertreiben, sind diesen Schwankungen am meisten ausgesetzt.

Befreunde dich dir selbst durch Unschuld und Rechtschaffenheit. Das ist der Anker, der das Schiff in tiefem Grunde festhält.

Denke mäßig von deinen Vorzügen, sei nicht lobbedürftig und anerkennungssüchtig. Auch durch Fehler

*) Schwankungen.

lass' dich nicht niederbeugen, sofern sie nur nicht unverbesserliche von schädlicher Wirksamkeit sind. Vitiis sine nemo nascitur — „Keiner wird ohne Fehler geboren."

Hoffe wenig und Mäßiges. Fehlgeschlagene Hoffnungen stimmen am tiefsten herab. Und endlich vergiß nicht, daß Gott allein im reinen Äther eines nie getrübten Bewußtseins seiner selbst lebt, und daß er seinen Kindern dermaleinst einen reicheren Anteil an diesem Gut zukommen lassen wird, als in der Unvollkommenheit dieses Daseins möglich ist.

Selbstkenntnis.

Wie oft tadelst du andre hinter ihrem Rücken verdienter — oder unverdienterweise! Und du willst leidenschaftlich auffahren, wenn du hörst, daß andre auch mit dir nicht zufrieden sind? Siehe, die Menschen wissen, welch ein erbärmliches Volk sie sind, darum schimpfen sie einer über den andern. Oft ist das aber auch nur ein Geisterspuk in der Küche, wo alle Töpfe und Schüsseln herabgeworfen und zerbrochen scheinen, und wenn man hineintritt, steht alles unversehrt an seinem Platze. Begegnen sich diese Raisonneurs, so herrscht das beste Einverständnis, und man achtet sich gegenseitig, und findet einer den andern ganz leidlich.

Aber wie kommt's doch, daß man die eignen Fehler dem andern am schwersten nachsieht?

Sich selbst objektiv zu werden: das ist das Kunststück. Nämlich sich selbst, wie man leibt und lebt und ist. Denn viele haben sich auch immer gegenständlich, aber es ist nicht ein treuer Spiegel, in dem sie sich erblicken, sondern ein hohlgeschliffener, in welchem sie sich größer schauen.

Man spricht von einem Erdspiegel, in welchem man das Künftige erblicke. Wo ist der Erdspiegel, der das Gegenwärtige, Seiende und Vorhandene sehen ließe?

Das Wort Gottes könnte ein solcher sein, aber wenige schauen hinein.

Lerne dich kennen!

Man sieht, hört und erlebt so Vieles, das man zugleich nicht sieht, nicht hört und nicht erlebt, weil man nicht aufmerksam darauf gewesen ist. Erst spät faßt man dies und jenes fest ins Auge und findet es unbegreiflich, wie man doch daran hatte vorübergehen können.

Es gilt dies aber nicht bloß von vielen Erscheinungen außer uns, sondern zumeist von den Vorgängen in unserem Innern selbst. Der Wechsel unserer Zustände, das Steigen und Sinken unseres Selbstgefühls, die Veränderungen unserer Stimmungen, das Kommen und Verschwinden der Wünsche, Begierden, Hoffnungen, Befürchtungen, das Schwanken unserer Ansichten und Überzeugungen wird wohl empfunden, aber nicht beobachtet und nicht auf Regel und Gesetz zu-

rückgeführt, und der Mensch fährt auf seinem eignen Wesen wie auf einem unbekannten Meere ohne Kompaß. Oft kommt es ihm vor, als wäre er nichts als der Tummelplatz, auf dem fremde Mächte, bald Naturgewalten, bald dämonische Kräfte, ihr verworrenes Spiel trieben, das er sich widerstandlos gefallen lassen müsse; als ob es seine Bestimmung sei, eine Menge Gäste bei sich logieren zu lassen, die unangemeldet bald einzeln, bald in compagnie einsprechen und beliebig länger oder kürzer verweilen.

Und so ist's auch wirklich, wenn man nicht den Zauberstab führt, der diesen Dämonen gebietet. Dieser aber ist nichts anders als Erkenntnis. Erkenne und herrsche! Weißt du, wie das Wesen der Affekte beschaffen ist, so sind sie dir unterthan oder doch wenigstens nicht Herr über dich! Also Philosophie und eigne Beobachtung!

Selbstschau.

Ist das Denken über sich, das Prüfen seiner selbst und seines moralischen Zustandes ein empfehlenswertes Geschäft? Viele glauben es; ich halte es nur unter bedeutender Einschränkung für gut. Lebe du in der Regel, die Vernunft und Religion vorschreiben, und lasse alles Grübeln über deinen Seelenzustand. Vergiß vielmehr dich selbst in den Studien, in Ausübung deiner Pflicht; versenke dich in das vernünftige Objektive. Aber zu ge-

wissen Zeiten, vor neuen Lebensabschnitten, an ernsten Gedenktagen halte stille Rechnung mit dir selbst.

Du kannst dieser ja auch im gewöhnlichen Laufe des Lebens nicht ausweichen. Jedes andächtige Gebet, jeder Tagesschluß vor dem Einschlafen, wo sich die Meditation aus den Wirren des Lebens zurückzieht, veranlassen Selbstschau, wo die Gedanken sich untereinander entschuldigen und verklagen. Aber ein besonderes Geschäft daraus zu machen möchte nicht ratsam sein. Denn leicht führt es zu Hochmut oder zu einer Selbstverwerfung, die nicht minder schlimm in ihren Folgen ist.

Rückblick.

Unaufhörlich blickt der Mensch in die Zukunft hinüber, und die Farbe, unter der er sie jedesmal erblickt, ist immer der Reflex seiner innern Zustände und Stimmungen. Furcht und Hoffnung treiben ihr verworrenes Spiel, wie wenn Kinder einander jagen und fangen und sich verstecken. Es kann sich keiner dieser Vorschau entziehen, da wir unaufhörlich in Anfängen leben, ja da wir eigentlich gar keine wirkliche Gegenwart haben.

Also immerhin!

Aber nicht übel wäre es, auch bisweilen zurückzublicken auf irgend eine Partie des Lebens, die auch einmal Zukunft für uns war, und die derselben vorhergegangenen Zustände der Erwartung sich nochmals vor die

Seele zu führen. So hast du als Schüler sehnsüchtige Blicke auf die Universität geworfen; als Liebender auf die Zukunft der Verbindung mit der Geliebten, als Aspirant auf den Eintritt ins Amt — — —. Wie hat sich in allen diesen Lagen die Wirklichkeit verhalten zu den Erwartungen und Vorsätzen? Oder vielmehr, wie hast du selbst dich zu dir selbst verhalten vorher und nachher?

Das überlege, und mit dem Resultat aus dieser Betrachtung beleuchte das Dunkel des Landes der Zukunft.

Zorn.

Der Fehler, gegen die sich der arme und schwache Mensch beständig zu hüten hat, sind so viele, daß es kaum möglich scheint, gegen alle gleichmäßig auf Vorposten zu stehen. Der heilloseste aber ist der Jähzorn.

Warum? Weil er tief im Temperament steckt, über das Herr zu werden nur wenigen gelingt; weil er die Festung schon überrumpelt hat, ehe man an die Nähe des Feindes denkt; weil seine Wirkungen immer von Reue begleitet sind, die keine Buße wieder sühnen mag; und weil das, was in diesem Zustande verübt worden, oft mehr als ein anderweit gröberer Fehltritt kompromittiert. Was gibt's für Mittel dagegen? Ich habe einen Herrnhuter gekannt, der das Wort „Der Mensch aber sei langsam zu reden" buchstäblich befolgte und nie, auch nicht auf die unbedeutendsten Worte des andern gleich auf der Stelle sprach,

sondern immer erst nach einer ziemlichen Pause. — Nicht übel! Nur ist es auffallend und langweilig für den andern. Ich glaube, man könne sich helfen durch tägliche Erinnerung, daß man diesen Fehler habe, eben diesen! Nicht üble Dienste könnte es thun, täglich abends ein Kapitel aus Senecas Buch de ira zu lesen.

Sollte man denn nicht gegen sich selbst strenge Zucht handhaben wollen? Wer es nicht über sich vermag, dem rate ich, Gesellschaften möglichst zu meiden und besonders ehelos zu bleiben, so lange er lebt; denn in keinem Lebensverhältnisse gibt es häufiger Veranlassung zu Zornausbrüchen, und in keinem ist ihre Wirkung verderblicher als im Hausstand.

Paradies.

Wo ist des Menschen Paradies, wo der stille Platz der Ruhe, des heitern Glücks, der neidlosen Zufriedenheit? — So weit dies überhaupt auf Erden zu finden ist, nirgends anders als daheim, und für den Gelehrten in seiner Studierstube. Mache dir diese recht wohnlich! Sie muß Sonne und Licht haben, womöglich Aussicht ins Freie. Sie muß ausgestattet sein mit gewählten Büchern, mit einigen guten Bildern, mit Gerätschaften zur Bequemlichkeit.

Siehe, hier — und sonst nirgends ist die selige Freistätte, wenn nur den Bewohner ein ruhiges Gewissen in diese seine Solitude begleitet. Ein ruhiges Bewußtsein

sage ich, das frei ist von Schuld — ja auch von Schulden; denn der ökonomische Stand muß vor allem geordnet sein, sonst folgt die „schwarze Sorge" auch in die stillsten Räume. Friede mit Gott und, soweit es nur immer möglich, auch mit den Menschen muß den Studierenden umschweben. Dann ist ein freudenreiches Leben innerhalb der vier Mauern und ein geselliges mitten in der Einsamkeit. Die Geister der Weisen, der Gelehrten, der Inspirierten aus der Ferne der Orte und Zeiten finden sich ein, und aus der Tiefe des eignen Innern erheben sich die Gedanken — da gilt's ein Lernen und Verstehen, ein Ordnen und Gestalten, ein Mitfühlen und Empfinden, ein Teilnehmen an den höchsten Interessen, da wandelt sich auch die Mühe in Genuß, das Vergnügen in Nutzen; Manna fällt vom Himmel und frisches Wasser springt aus dem Felsen. — Siehe, hier ist dein irdisches Paradies — suche es nicht anderswo.

Beruf.

Alle Berufsgeschäfte sind als eine wichtige Sache, als etwas Großes und Bedeutendes zu nehmen, seien sie auch dem Scheine nach kleinlich und geringfügig. Der Schein trügt. Jedes Geschäft, jede Verrichtung im Dienste des Staates oder auch im Privatdienste ist ein Auftrag von höherer Hand, eine Probe deiner Tüchtigkeit, deines Wertes, eine Übung mannigfaltiger Tugend, eine Stufe zu höherer Vollkommenheit für dich und für den Kreis, in

dem du wirkst, von weit ausfließenden Folgen. Nichts ist bagatell in der Welt menschlicher Thätigkeit und nichts ist unwert, was Wert in sich selbst setzt und in sein Thun. Einer ist's, der die Aufsicht führt über alles, was geschieht: das ist der Hausvater, der das Große und Kleine nach einem ganz andern Maßstabe schätzt, als der menschliche ist.

Doch selbst unter den Menschen, deren Urteil ja sonst so oft ein irriges ist, bestimmt sich dein Wert nach dem Ernste, mit dem du Pflicht und Beruf behandelst, und hoch steht der in ihren Augen, der diesem ganz lebt. Sei, wer du willst, deine Achtung ist dir gesichert, wenn du treu erfunden wirst.

Darum, wie man im Großen klein sein kann, so kann man auch im Kleinen groß sein, und bei allem Rangunterschiede der Menschen ist doch die Tugend immer dieselbe; sie macht gleich, was sonst so verschieden erscheint; „du warst im Kleinen treu, ich will dich über Großes setzen" — so heißt es in der Bibel.

Der Funke.

Ich habe nicht selten beim Feuerschlagen bemerkt, daß der Funke nicht da, wo ich den Schwamm angelegt, sondern seitwärts in einiger Entfernung gezündet hat.

Es mag dies ein Wink sein für alle, die durchs Wort

wirken wollen — aber freilich nur für solche, die Feuer schlagen können.

Gymnasium (1853).

Was tragen unsere Gymnasiasten dem größten Teile nach mit aus ihren Gymnasien davon, wenn sie das Papier, auf dem ihr Absolvo te, in der Tasche haben? Ich will dir's sagen: Wenig mehr als Nichts. Sie sind erbärmliche Stümper in den alten Sprachen; wenige bringen es auch nur so weit, ein lateinisches Programm lesen zu können, geschweige denn einen alten Klassiker. Ihr bißchen Mathematik und Geschichte haben sie binnen Jahr und Tag mit Stumpf und Stiel wieder vergessen. Zum guten deutschen Ausdruck bringen es nur wenige, weil dazu neben anderem auch Phantasie erforderlich ist, die den meisten gänzlich abgeht.

Aber die formale Bildung, die an Gymnasien gewonnen wird, ist doch von Wert? — Als ob ohne bedeutenden Vorrat stofflichen Wissens Entwicklung des Denkvermögens möglich wäre! Als ob solches Herumfahren auf der Oberfläche den Gedanken zu Tage fördern und seinem Ausdrucke Gediegenheit geben könnte? —

Kurz, das Resultat des Durchlaufens von einigen oder mehreren Schulklassen ist in der Regel ein jämmerliches. Wie kommt das? Weil die Methode (bei uns wenigstens) nichts taugt, und hin und wieder unfähige Lehrer Lücken machen, die durch bessere nachfolgende in keiner Weise mehr aus-

gefüllt werden können. Weil überhaupt die Jugend eine materielle Richtung angenommen hat, die ihnen die alte Literatur verleidet. Es ist eine schöne Sache um ein tüchtiges positives Wissen, und gerade dieses bringen nur sehr selten die Gymnasiasten von ihrer Schule mit an die Universität.

Klassiker.

Die allermeisten haben mit den Schuljahren ihre altklassische Lektüre für immer beendigt; nie nehmen sie wieder ein lateinisches oder griechisches Buch zur Hand. Natürlich! Ohne Liebe zur antiken Welt, ohne hinreichende Sprachkenntnisse — wie sollten sie dazu kommen?

Ich hoffe nicht, daß dies bei dir der Fall sein werde. Und doch könnten andere Studien dir die klassische Welt in die Ferne rücken und dich ihr endlich ganz entfremden. Das wäre ein großer Verlust. Wozu die Mühe einer ganzen Jugend, wenn man die Frucht von sich wirft? Ich rate dir, wenigstens einen und den andern jener großen Schriftsteller wie einen alten Hausfreund immer zur Seite zu haben. Welche, das mag von deinem Geschmacke abhängen und von dem Eindrucke, den dieser oder jener in deiner Jugend auf dich gemacht hat. Ich würde besonders Seneca empfehlen. Er ist tiefer Kenner des Herzens und des Lebens; besonders hat er die menschlichen Schwächen gründlich studiert. Er weiß, was Tugend und

wie viel wert sie ist. Er ist voll goldner Sprüche, die man im Getriebe des Tages brauchen kann. Er weiß gegen das Elend des Daseins viel kräftigen Trost. Die Übertreibung seines stoischen Tugendwertes wirst du leicht auf ihr gehöriges Maß zurückführen. Aber er ist ein tüchtiger Lehrer und Mahner, und einen solchen brauchen wir täglich — der sei dir also empfohlen!

Und Tacitus — ein mächtiger Geist, der von hoher Warte herabschaut auf eine untergehende Welt. Wie? ist die unsrige eine jugendlich aufsteigende, zu reicher Blüte sich entfaltende? Oder ist sie nicht auch eine gealterte, hinwelkende? So wollen wir denn von Tacitus lernen, wie ein Charakter in solcher Umgebung seine Stellung zu behaupten und seinen Pol im Auge zu behalten hat, und von seiner geistigen Kraft, von seiner Freiheit und Männerwürde etwas in unser Herz herüberleiten. Bei ihm ist die Weltgeschichte ein Weltgericht, ein dies irae; wehe den Verdammten, wehe denen, die sich ähnlicher Schuld teilhaftig machen: sie sind schon gerichtet.

„Rette mich mit den Gesegneten!"

Tod.

Ich komme vom Sarge des verewigten Freundes, vom letzten Drucke seiner lieben Hand, vom letzten Abschied. Vieles bewegt bei solcher Scene den Geist, Schmerz wechselt mit der Erhebung, die der Schluß eines schön

vollendeten Daseins bewirkt. Eines dachte ich bei mir selbst:

Der Sarg ist der Nachen, der hinüberführt in die Ewigkeit. Aber die Fahrt ist gefährlich; nur ein starker Arm steuert das schwache Fahrzeug glücklich durch die Brandung; die schwachen Fahrmänner gehen im wildanschlagenden Strudel unter, sie versinken in den Abgrund des Nichts.

Was macht die Seele stark? Unschuld, Tugend, Glaube, Liebe. Das sind die Herren, die es mit des Todes Macht aufnehmen.

Durch starke Gewürze werden die Körper lange Zeit gegen die Verwesung geschützt; durch Aufnahme des Göttlichen schützt sich die Seele auf ewig gegen das Vergehen in Nichts.

Was ist die Seele? eine Kapazität des Lebens sowohl als des Todes. An und für sich ist sie weder sterblich noch unsterblich, aber sie kann beides werden.

Die Welt vergeht mit ihrer Lust. Ja und auch mit den Maulwürfen, die sich in diese eingegraben haben. Oder sollen diese auch noch in einer anderen Welt fortspielen? Ist's Einmal nicht genug gewesen? Was verlieren sie denn, wenn sie sich selbst schon verloren haben? Aber das ihm Gehörige hält Gott in fester Hand. Es ist ja das ihm Verwandte; er würde sich selbst aufgeben, wollte er davon lassen.

Darum wenn einst, wie Seneca sagt, Stern an Stern anprallen und Ein Feuer alles fressen wird, was jetzt besteht — Heil den Geistern, die Gott lieben! Sie sehen

einen Welten-Neubau, und wenn wieder die Sterne des jungen Morgens Gott loben, so stimmen sie ein in ihre Jubelchöre.

Freiheit.

Ein hohes Lebensgut ist Freiheit — soweit sie eben möglich ist in einer Welt, wo alles bedingt ist und abhängig, ja auch soweit sie uns wahrhaft förderlich ist. Denn auch der Zustand der Unfreiheit und Gebundenheit kann viel Gutes und Treffliches erzeugen, und die Unabhängigkeit kann Mutter vieles Bösen werden.

Du wirst dir durch dienen dein Brot erwerben müssen. Gut, auch in diesem Verhältnisse ist viel Freiheit möglich, und nur der Frondienst ist Sklaverei. Dienst du mit Lust, mit der Überzeugung, daß es für dich ersprießlich, für andere wohlthätig ist, daß du dienst, so bist du kein Knecht. Sind vollends deine Dienste von der Art, daß du dabei Gelegenheit hast, geistige Kräfte zu üben, dein Wissen zu erweitern: so dienst du ja zumeist dir selbst und bist solutus et liber — gelöst und frei.

Nur vergiß mir nicht, daß jeder öffentliche Dienst auch manches Lästige und Unbequeme mit sich führt, was in den Kauf genommen werden muß. Wir müssen unsere Existenz bezahlen.

Vor allem aber bedenke dieses: Man kann sich selbst in allerlei Abhängigkeiten versetzen, die drückender sind als solche dienstliche, und die man sich ersparen könnte.

Zu diesen gehören besonders Schulden, die leicht gemacht, schwer bezahlt werden, die onus Aetna gravius, zur Bergeslast werden können. Lege dir lieber Einschränkungen und Entsagungen auf, als daß du Schulden machst. Mit jenen ist das Gefühl der Erhebung, mit diesen das der Demütigung und Erniedrigung verbunden.

Zu diesen gehören ferner Zusagen, unüberlegte Versprechungen.

Zu ihnen besonders noch Wohlthaten, die man von andern empfangen. Ich verstehe das so: man kann leicht dazukommen, Gefälligkeiten, Dienste, Vorteile von Wohlwollenden, vielleicht auch mehr Bemittelten eine geraume Zeit hindurch zu empfangen. Da man sieht, daß ihnen diese keine besonderen Opfer kosten, daß sie ein Vergnügen daran finden, sie zu erweisen, da man sich behaglich dabei findet und wohl auch wähnt, durch den Wert der eignen Persönlichkeit — d. h. durch den Reiz seiner Unterhaltungen, durch den Gehalt seiner Mitteilungen die Schuld teilweise abzutragen, so gerät man unvermerkt in eine Abhängigkeit, die erst später als solche erkannt wird und zwar in sehr unangenehmer Weise.

Zur Erläuterung setze ich den Fall, daß ein junger Mann mit Freundlichkeit in einer Familie aufgenommen, oft zur Teilnahme an häuslichen Festen beigezogen wird. Er schließt sich gerne an, weil ihm die Leute gefallen und ihre zuvorkommende Herzlichkeit ihm wohlthut. Aber in der Familie ist eine jungfräuliche Tochter. Mit dieser ist freundlicher Umgang gepflogen, aber kein näheres Ver-

hältnis geschlossen worden. Aber gerade das haben die Eltern erwartet. Sie haben nicht darauf spekuliert — dazu sind sie zu brav — aber es mußte ihnen ja der Gedanke kommen: dieser junge Mann wäre eine hübsche Partie für unsere Tochter. — Darüber gehen dir allmählich die Augen auf, aber deine Neigung ist schon wo anders gefesselt oder du kannst und willst aus anderen Gründen nicht darauf eingehen — siehst du, wie hier eine Abhängigkeit entstanden ist, die dich in die schlimme Alternative versetzt, entweder als Undankbarer bei der Familie zu erscheinen und befreundete Personen tief zu verletzen, oder gegen Neigung und Interesse das wichtigste Lebensverhältnis einzugehen! — Und dieser Fall ist wahrlich kein fingierter, kein seltener.

Aber auch in anderer Weise kann aus solchem Empfangen und Annehmen manches hervorgehen, was drückend wird. Gegengefälligkeiten werden später erwartet, die man aber nicht immer erzeigen kann, weil Verhältnisse oder auch Pflichten obwalten, die sie nicht zulassen.

Daraus folgt, daß hier Vorsicht anzuwenden ist. Sonst gerät man in Kollisionen, die der Freiheit Eintrag thun.

Von der schlimmen Abhängigkeit, in die man durch unvorsichtiges Mitteilen seiner Geheimnisse, seiner Ansichten und Überzeugungen geraten kann — ist schon früher die Rede gewesen. Auch die Geheimnisse andrer suche nie zu erforschen, ja nimm sie nur mit Behutsamkeit an, wenn sie selbst dir welche anvertrauen wollen. — Solches Mitwissen kann in manchen Fällen gefährlich werden.

Was ferner noch die edle Freiheit bedrohen kann, ist die Quasifreundschaft mit Vornehmen und Hochgestellten. Der Fall kommt freilich selten vor, doch mitunter, daß solche Personen sich Unsereinem nähern und Interesse gewinnen an uns. Der Unerfahrene findet sich geschmeichelt, geehrt und beglückt so lange, bis er durch die Erkältung des hohen Gönners aus seinem Traume geweckt wird. Aber bis es dahin kommt, kann manches von ihm verlangt worden sein, das bewilligt zu haben ihn nachher gereut. Er sieht dann, daß er nicht der Freund, sondern der Knecht des Vornehmen gewesen. Sollte dir ja ein solches Verhältnis kommen (besser wenn es ausbleibt), so wahre deine Manneswürde und baue am allerwenigsten Hoffnungen darauf. Ist jener von edler Art, so wird ihm gerade diese Haltung gefallen.

In der Wissenschaft ist Freiheit, aber — nur wenn man wie Jakob bei seiner Bewerbung um Rahel Jahre lang Knechtesdienst geduldig ertragen hat. Merke dies: die fundamenta, die elementa legen harten Dienst auf, dann aber, wenn sie dich darin treu und standhaft erfunden, erteilen sie dir mit dem absolutorio zugleich auch den Meistergrad. „Warum kann ich nicht setzen wie Sie, lieber Mozart?“ fragte ein hochgestellter Musikfreund den großen Meister. — Antwort: „Weil Sie beim Erlernen des Generalbasses nicht so viele Püffe bekommen haben wie ich.“

Streite!

Daß der Mensch in Streit leben muß alle Tage seines Lebens, ist ein Satz, den Bibel und Erfahrung bestätigen. Sei noch so friedfertig, du vermeidest ihn dennoch nicht, er kommt dir in deinen dienstlichen, in deinen persönlichen Verhältnissen, von innen und von außen, und gehört mit unter die Reize, durch welche die Kraft sollicitiert wird, damit sie immer rege und munter bleibe. Somit ist er eine notwendige Lebensbedingung.

Aber das wissen eben die Leute nicht, daß die Notwendigkeit fast immer unter der Maske des Zufälligen in den Lebensverlauf eintritt.

Da sagst du: wie könnte ich so schön in Frieden leben, wenn nur dieser und jener nicht wäre! oder, wenn nur dies und jenes sich nicht ereignet hätte! Siehst du denn nicht, daß dies Zufällige einen tiefen Grund hat? Und dann bist ja auch du manchen andern in gleicher Weise ein Stein des Anstoßes. Ein Krieg ist das Leben, und jeder Mensch ist ein Soldat. Gibt's nicht eben förmliche Treffen, so ist doch immer Vorpostenplänkeln und Scharmutzieren. Fordere nicht mutwillig heraus, aber wenn's dazu kommt, so zeige dich auch nicht feig. Die großen Männer der Weltgeschichte haben sich durchkämpfen müssen: willst du Kleiner es besser haben? oder vielmehr willst du dich durch furchtsames Ausweichen zu den Kleinen und Kleinsten herabdrücken? Freilich feiern die kleinen Siege in deinem Leben keine glänzenden Triumphe, und die Nie-

derlagen zerstören selten ein besonderes Glück. Aber in der sittlichen Welt ist nichts klein, nichts unbedeutend. Wie man auf dem Schachbrett die Kunst eines großen Feldherrn entwickeln kann, so läßt sich im Kampfspiel jedes Lebens Charakter und Tüchtigkeit zeigen, und es muß für den Braven sogar erfreulich sein, daß es der Gelegenheiten allenthalben so viele gibt.

Dazu beherzige mein Sprüchlein:

Und kommt es auch mitunter
Ein bißchen kunterbunter,
So laß dich's nicht verdrießen
Und denk, wir alle müssen
Durch Dick und Dünn uns ringen,
Eh' wir Viktoria singen!

Schicksal.

Daß die Schicksale der Menschen, ihre Stellung und ihre Habe meist in schreiendem Widerspruch mit ihrer moralischen Würdigkeit stehen, ist eine alte Klage, und oft ist darauf entgegnet worden, daß es so sein müsse, damit nicht das Wesen der Tugend zerstört werde, wenn prompter Lohn und gleichsam bare Bezahlung stattfände.

Und gleichwohl steht dieser Frage und Klage eine andere Erfahrung entgegen: die, daß dennoch in den meisten Fällen die äußeren Lebensverhältnisse mit der innern Natur und Würdigkeit in Einklang stehen, und daß dem Menschen in der Regel, was er wert ist, widerfahre. Diejenigen

wenigstens, welche durch die Nebel der Selbsttäuschungen hindurchschauen und sich selbst die Wahrheit gestehen, werden gewöhnlich in ihrer Lage, in ihren Umständen ein Bild erkennen, das dem ihres inwendigen Menschen sehr genau entspricht.

Gewöhne dich bei jedem Unmute über deine Lebensereignisse, über die Umgebung und überhaupt dein Schicksal zuerst immer den Grund in dir selbst zu suchen. Und wenn du ihn nicht in der Nähe findest, suche ihn in weiterer Ferne deiner Vergangenheit und Geschichte; gewiß wirst du irgend etwas entdecken, an das sich das Gegenwärtige anknüpft, sei es eine Schuld, eine Untugend oder auch eine Eigenheit und Beschaffenheit, die nicht gerade immer fehlerhaft zu sein braucht und doch zur Erklärung ausreicht.

Solches Reflektieren über den Gang des eignen Lebens ist der Weisheit Anfang. Wohl mögen auch Dissonanzen vorkommen, die dadurch nicht aufgelöst werden. Über diese lies Seneca de providentia, wo alles enthalten ist, was im allgemeinen über das Verhältnis der Tugend zum Weltlauf gesagt werden kann.

Aber außer diesem mag sich jeder noch Spezielles im engsten Vertrauen selbst sagen, wenn's ihm nicht nach Wunsch geht. Solche Beichte ist eine Theodicee, die man Gott und sich selber schuldet.

Aendern — Gewohnheit.

Warum hält und behauptet sich der Irrtum mit solch unwiderstehlicher Gewalt in den menschlichen Dingen und in unsern eigenen Seelen? Man sollte meinen, sein gehaltloses Scheinwesen müßte überall dem Angriffe der Wahrheit weichen, ja selbst ohne diesen an seiner eigenen Wesenlosigkeit zerrinnen und vergehen. Wahrscheinlich deswegen, weil er mit Elementen des Wahren durchflochten ist, und diese eben sind es, die ihn schützen. Mache nur die Probe mit welchem du willst, leicht wirst du das einsehen. Der gröbste Götzendienst, die lächerlichste Selbstüberschätzung, das verkehrteste Streben hat etwas in sich, das richtig und wahr ist, wenn man es von Beigabe und Verbindung ausscheidet. Kann man doch sogar, wie die Logik nachweist, aus Falschem Wahres erschließen, wenngleich nur in zufälliger Weise. — Dazu schmeichelt oft der Irrtum allem dem, was in uns gemein und nichtswürdig ist; es ist dessen aber leider nicht wenig. Dazu ist auch nicht alles Unwahre zugleich auch Irrtum schlechtweg; z. B. unwahr ist das Vergängliche, das schnell Entschwindende, es hebt sich ja auf, und wie könnte es das, wenn es in sich selbst begründet, d. h. wenn es wahr wäre? Gleichwohl muß seinem Werden und Vergehen ein Sein zu Grunde liegen, weil aus Nichts auch nichts werden kann.

Die reine Wahrheit ist gleich dem Sauerstoffe, ohne den Atmen und Leben unmöglich, der aber für sich allein auch nicht Lebensluft ist.

Es bleibt somit nichts übrig, als daß man durch Studium und Meditation es dahin bringe, daß das Irrige, Unwahre und nur Scheinbare, dessen wir uns in keiner Weise ganz entäußern können, weil es mit unsrer sinnlichen Existenz selbst verwachsen ist, dem innersten Kern unseres Wesens nicht schade.

Versuche einer nur zu ändern, so kann er gleich die Probe machen. Die Anerkennung, daß es so besser geworden sei, wird in den allermeisten Fällen erst spät erfolgen, vielleicht nie allgemein; die Klage, daß jetzt dies und jenes fortfalle, was Beifall gefunden, wird überall laut werden. Und nicht ganz mit Unrecht.

Eine zweite Antwort ist die: weil eben das Bessermachen in der Regel eine schwierige Sache ist, und das Andere oft ein Schlechteres entweder gleich anfangs ist, oder bald in seinem Fortgang wird. Besonders letzteres; denn die Folgen einer Neuerung können nie ganz übersehen, nie genau berechnet werden, sie treten oft in überraschender Weise ein, und dann heißt es: wer hätte das gedacht?

Ich übergehe andere Gründe, die in dem Sonderinteresse der Menschen liegen, das das Schlechte für sich vorteilhaft findet.

Die Lehre der Fabel? Soll man also alles gehen lassen, wie es geht? Nein. Aber Behutsamkeit, Überlegung, Zaudern bei Entwerfung des Planes, Umsicht nach allen Seiten können nicht genug empfohlen werden. Dann aber wage auch etwas und sprich wie Äschylus: „Ich

weihe mein Werk der Zeit." Mag diese es verantworten, wenn aus einem schön entworfenen Bild eine Karikatur wird.

* * *

Die gewaltigste Macht in der Menschenwelt ist die der Gewohnheit. Sie ist das Beharrungsvermögen der Materie und hat in der Gesamtheit der Dinge ihr Gutes und Schlimmes. Ihr Gutes — weil sie verhütet, daß nicht alles in den wildesten Strudel der Veränderung gerissen werde, nicht alles Ererbte, die Vätersitte, alsbald untergehe, und weil sie das Löbliche in Leben und Sitte bewahrt. Ihr Schlimmes, weil sie macht, daß man sich auch ins Heillose hineinlebt, wie manche Tiere nur in Schlamm und Unrat leben können. Aber in beiden ist sie Macht und Gewalt — nimm dich in acht! Sie zu brechen, auch nur im Kleinsten, ist außerordentlich schwer.

Also das Rechte, das Gehörige und Pflichtgemäße werde dir Gewohnheit. Damit wäre alles gewonnen.

Was ist denn aber mit schlimmen Gewohnheiten zu machen, die einmal Platz gegriffen haben? Wie soll man diese bekämpfen? Die Vernunft und Überzeugung ist ohne exklusive Macht, der gute Wille und Vorsatz ist lahm — was also? Man kann manchmal helfen durch Veränderung des Orts, der Geschäfte und Verhältnisse, indem man sich herausreißt aus den gewöhnlichen Verhältnissen. Mit neuen Umgebungen und Objekten der Thätigkeit vergeht von selbst viel vom alten Schlendrian. Doch

wäre es am Ende auch sehr schlimm, wenn der vernünftige Vorsatz so gänzlich ermattet wäre, daß er gar nichts mehr vermöchte. Es wäre ein moralischer Bankerott.

Fragen.

Es kommen in der Naturlehre nicht wenige Fragen ohne Antwort vor. Noch mehr, selbst die Antworten sind nichts als Zurückführung der Probleme auf noch tiefere Rätsel. In der Geschichte und im Leben erscheinen eben so viele und so unauflösbare Probleme; ja es kann sie jeder Erwachsene im Gang seines eignen Lebens finden.

Hier hat man sich zu hüten vor der trost- und sinnlosen Auflösung, die im Laufe der Dinge nichts als ein Spiel des Zufalles erkennt. Der spinozistische Satz, Gott verfahre nicht nach Zweckbegriffen, weil solche nur ein Notbehelf menschlichen Denkens und Handelns wären, ist, in seiner ganzen Strenge genommen, ein furchtbarer Satz, dessen Wahrheit das Leben unerträglich machen müßte. Anders haben die Religiösen alter Zeiten gedacht, anders die meisten Philosophen. Wir übersehen die Dinge nicht im Zusammenhange vom Anfang an bis zum Ende, alles nur stückweise — ist es denn ein Wunder, wenn wir wenig begreifen und erkennen?

So nehmen wir auch jedes Menschenleben als ein Ganzes, für sich Abgeschlossenes. Aber das ist es eben nicht, es hängt an tausend unsichtbaren Fäden zusammen

mit der ganzen Vergangenheit der Familie, des Stammes, der Nation, und mit deren Zukunft; doch die Vereinzelung der Individualitäten verdeckt uns den großen Zusammenhang des Ganzen und verwirrt unser Urteil. Eine solidarische Haftung für alles Böse findet statt, die von Geschlecht zu Geschlecht fortgeht zwischen und neben der Haftung, die jeder für eigene Schuld zu leisten hat. Aber zum Glücke auch der Segen des Guten und Edlen.

Lebensmitte.

Fichte hat in seinen Grundzügen des Zeitalters unsere Zeit als die Periode der vollendeten Sündhaftigkeit, des erklärten Abfalles bezeichnet. Schlimm genug für uns Jetztlebende!

Aber wie steht's mit dem Leben des Individuums? Sind da nicht auch oft fünf Perioden zu unterscheiden und fällt nicht die der fertigen Sündhaftigkeit auch in die Mitte?

Eine ernste Frage! Aber es ist wirklich so bei vielen. Zwischen die Naivetät des Kindes und die Harmlosigkeit des Knaben auf der einen — und zwischen die Reife des Mannes und des Greises auf der andern Seite fällt in die reiferen Jugendjahre, etwa vom zwanzigsten bis zum dreißigsten Jahre, nicht selten eine unselige Periode, wo der Glaube wankt und mit ihm die Grundsätze, wo die Sinnlichkeit glüht und die Unschuld der früheren Jahre gewichen, die Sammlung und Besinnung der späteren noch

nicht eingetreten ist. Der Goethische Satz, daß man eben durch Irren und Fehlen das Rechte lerne — führt zu der Konsequenz, daß man es also damit nicht eben so genau zu nehmen habe, wofern man nur sich überzeugt halten könne, gefunden zu haben, was man umhertappend lange gesucht. Aber hast du denn die Bürgschaft, nicht stecken zu bleiben im Sumpfe? Die Garantie, daß deine Zeit ausreichen wird zum Durchlaufen aller fünf Perioden? Oder auch nur die Wahrscheinlichkeit, daß sich nicht häßliche Flecken vom Vorigen fortziehen werden durchs Spätere? Daß dein Gewissen mit der Zeit zugleich die Rechnung abschließen werde?

Hinweg also mit diesem Wahn! Nein, es muß nicht sein, daß deine schönsten Jahre, deine Lebensblüte der Zerstörung durch Sünde preisgegeben werde. Gerade auf dieser Station soll vielmehr das Ideale, das Edle und Würdige energischer als in jeder andern in dir leben und walten. Denn früher ist es noch nicht in solcher Kraft ins Bewußtsein eingetreten, und später raubt ihm die Erfahrung und die physische Schwäche seine Elastizität.

Aristoteles in seiner berühmten Schilderung der drei Lebensalter, bei der er aber nicht den geistigen, sondern nur den natürlichen Menschen vor Augen hat, bezeichnet das höhere Alter als dasjenige, in welchem der Mensch am schlechtesten sei. Merkwürdig — aber er hat recht. Die Jahre an und für sich bringen weder Weisheit noch Tugend, sie rauben vielmehr dem kreatürlichen Menschen

noch das Bißchen, was er früher in Temperament gleichsam instinktmäßig Gutes gehabt haben mag.

Wie dringend wird also die Aufforderung, in den besten Jahren solche sittliche Kraft und Gewöhnung zu gewinnen, die stark genug sei, die Schwächen zu überwinden, an denen nach Naturgesetzen das Greisenalter zu leiden hat!

Die allerwenigsten Menschen, sagt einmal Fox, werden immer besser mit zunehmenden Jahren. Traurig genug. Aber warum? Eben weil die häßliche Periode in des Lebens Mitte eingetreten war. Wie blessierte und moralische Krüppel treten sie aus dieser in die spätern über, werden wohl gescheiter, d. h. vorsichtiger und behutsamer, aber nicht besser und edler, werden von manchem Laster freier — weil dies *sie* verlassen hat — verfallen aber in eine Gemeinheit der Gesinnung, die noch weit schlimmer ist als sogar dies und jenes einzelne Böse.

Also um Gottes willen halte die Mitte des Lebens rein — weißt du denn, ob diese nicht der Schluß desselben werden kann? Und möchtest du in solcher Sündhaftigkeit — hinübergehen in die andre Welt? Das kurze Rezept aber zu solchem Reinhalten ist das bekannte, doch wenig befolgte „Bete und arbeite!“ Außer diesem, glaube mir, gibt es kein anderes.

Hochmut.

Wann gefällt der Mensch sich selbst am meisten? Antwort: gerade in der Periode, wo nichts an ihm noch ausgebildet und gestaltet ist. Besonders fähige Jünglinge, die gute Fortschritte gemacht haben, kommen leicht zu einer hohen Meinung von sich selbst, weil sie viele um sich her sehen oder auch zu sehen glauben, die ihnen an Begabung und Kenntnissen nachstehen. Zu solchem Dünkel wird nicht selten in Schulen der Grund gelegt durch — kurzsichtige Lehrer.

Später freilich kommt man zu mäßigerer Selbstschätzung durch die sich aufdringende Vergleichung mit den Leistungen Besserer. Aber warum hat man diesen Maßstab nicht schon als Jüngling bei der Hand — was hindert? Öffnet sich nicht hier schon der Blick in die Unermeßlichkeit der Wissenschaft — in die Höhe, zu der es die Koryphäen gebracht haben? Hat man nicht da schon unter seinen Lehrern manchen namhaften Gelehrten vor sich? Und doch Hochmut, wo so viel Demütigendes rechts und links?

„Nun, was schadet es, wenn man durch seinen Dünkel nur nicht andern lästig wird? Laßt dem Jüngling die süße Täuschung, daß er trefflich sei: sie dauert doch nicht lange.“ — Aber diese Einbildung kann so wenig verhehlt werden als ein brennendes Licht in einem Sacke; sie schimmert überall durch und wird von andern auf der Stelle erkannt und jedesmal sehr mißliebig aufgenommen.

Also gar kein Stolz — also ein Sichgleichstellen mit jedem „Schächer"? Ist nicht erhöhtes Selbstbewußtsein der Lohn des Fleißes, und den soll man sich selbst entziehen?" — Sagen wir lieber so: Ermutigung des Selbstgefühles durch Wahrnehmung geübterer Kraft, Beruhigung des Bewußtseins durch wohlerfüllte Pflicht, Freudigkeit des Lebens: das ist der Preis des Fleißes im Rechten, und der genügt vollkommen. Aber nicht ein Emporsteigen der Meinung über andere, ein „Sich aufs hohe Roß setzen." Lasse andere sein, wie sie wollen, du vergleiche dich nicht mit denen, die unter dir stehen, sondern mit denen, die dich überragen, aber auch das ohne Neid und Obtrektation, nur mit einem stillen Entschluß, Ihresgleichen zu werden.

Alles Schöne und Gute, das du etwa haben magst, wird verderben, sowie Dünkel sich dazugesellt, wenigstens bei andern hast du dann schlechten Dank dafür. Aber den Anspruchslosen, der viel Gehalt führt und wenig Wesen damit macht — den lieben sie und gern erkennen sie im stillen auch seine Überlegenheit an.

Endlich Gott selbst „widersteht den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade."

Philosophie.

Wie soll es mit dem Studium der Philosophie gehalten werden? Die Engländer machen sich an der

Universität wenig damit zu schaffen, und die Deutschen scheinen in der neuern Zeit es ihnen nachzumachen, wo die Meinung verbreitet ist, es sei dies eine unpraktische Beschäftigung, bei der wenig herauskomme.

So viel ist richtig, für die mittelmäßigen Köpfe ist sie nicht erfunden; die thun besser, wenn sie ihre Zeit auf anderes verwenden und höchstens ein bißchen Logik und Anthropologie mitnehmen. Auch unter den Fähigeren sind nur wenige, die lebendiges Interesse nehmen an den Problemen dieser Wissenschaft. Doch soll jeder, der zum akademischen Studium berufen ist, mit sich eine Probe machen, wenn er vorher brav Mathematik getrieben und die Scheu vor dem abstrakten Denken überwunden hat. Der Anfang wird am füglichsten mit Platon gemacht, der die dialektische Pille so schön zu überzuckern weiß.

Man lernt Philosophie freilich nicht um des künftigen Amtes und Berufes willen, wenn einer nicht etwa Professor der Philosophie werden will — wenigstens kann man das Spekulative überall wohl entbehren; aber man lernt sie, um seinen Forschungstrieb zu befriedigen und um sich selbst in höherem Grade zum Menschen zu machen. Du sollst wissen, daß über der Sphäre des täglichen Geschäftes und des empirischen Denkens noch eine höhere steht, wie der Äther über der Erdatmosphäre; daß du nicht ganz der lüsternen Welt und ihrem Treiben angehörst und daß die Edelsten und Geistigsten der Menschen seit unvordenklichen Zeiten nachgedacht haben über Welt und Ich und die Rätsel des Daseins. Nichts kann trivi-

aler sein als die vulgäre Sprache: man könne ja doch nichts Gewisses davon erkennen, — die Philosophen widersprächen sich selbst — ein System strafe das andere Lügen — darum verlohne sich's nicht der Mühe, in dies Labyrinth sich zu verirren. Es ist das die Sprache der Philister, unwürdig eines denkenden Mannes, der wenigstens so raisonnieren sollte: die Probleme, die so hohe Dinge betreffen, und an deren Lösung die besten Köpfe ihr Leben gesetzt haben, sind jedenfalls auch meines Nachdenkens würdig. Versuche ich's denn, wie weit ich es im Verstehen der Aufgaben bringe und im Begreifen des darin Geleisteten. Und wäre es nichts weiter — so ist doch eine Ringschule des Denkens eröffnet, die die höchste und edelste Kraft schult und leitet.

So soll einer immer sich an die Aufgabe machen, wenn er Kopf hat und Verlangen nach Erkenntnis und Wahrheit. Und dieser wird das Studium bald liebgewinnen und weit mehr reine Ausbeute davontragen, als er sich versprochen hat: höhere Ansicht von Welt und Leben und von sich selbst, ideale Durchbildung und alles, was aus solcher auch fürs Praktische und Sittliche gewonnen werden kann. Es ist gleichsam ein stiller Orden, in den er eintritt und durch den er verbunden wird mit den edelsten Zierden des Menschengeschlechts. Würdige dich dieser Ehre und Freude! Dazu bedenke, daß große Ideen, klar in ihrer organischen Gliederung erfaßt, ein Besitztum sind, das, wenn irgend ein anderes, dem Geiste folgt, wenn alles andere „wie mürber Zunder" abgefallen der Vergänglichkeit zum Raube wird.

Aber wann ist Zeit zum philosophischen Studium? Man fängt es an der Universität an, d. h. man läuft in ein und das andere Kollegium und lernt gewöhnlich nichts. Die rechte Zeit ist später, wenn die Jugendzeit vorüber ist. Denn wer nicht geplagter Aktenmann ist, sondern in einem Berufe lebt, der ihm einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner Zeit zur eignen Verfügung läßt — der muß erst ein wahrer Student werden und sich Aufgaben setzen, die mit seinem Hauptfache in Verbindung stehen. Es ist aber die Philosophie eine Wissenschaft, die mit jeder andern enge Verhältnisse eingeht und selbst von den sogenannten exakten oder induktiven keineswegs ausgeschlossen bleibt. Oder wie könnte die Frage nach den letzten Gründen, nach dem Zusammenhang des Realen und Idealen, wie die Lösung der Widersprüche, auf die alles gründliche Denken unvermeidlich stößt — wie könnte solches bei irgend einem wissenschaftlichen Streben umgangen werden?

Ja aber das philosophische Studium ist ein schweres, dunkles! — Einem guten Kopf, der durch mathematisches Denken Übung erlangt hat, kann gar nichts Wissenschaftliches schwer sein; es ist reine Faulheit und Feigheit, wenn er sich irgend etwas schwer vorstellt. Die meisten schreckt die philosophische Terminologie gleich auf der Schwelle zurück — lächerlich und kindisch! Aber vor dem Denken haben die Leute Furcht, und daher die Flucht vor der Philosophie. Ein rechter Kerl aber hat gerade am Denken seine Freude, und findet er Schwierigkeiten, so sagt er mit dem Engländer: „Schwierigkeit ist die Be-

dingung des Erfolgs, unser Gegner ist unser Helfer.“ Darin gerade liegt der hohe Reiz des philosophischen Denkens, daß es immer mit Schwerem im Kampfe liegt und diesen aufsucht wie ein Ritter von der Tafelrunde. Sapere aude — wage es, weise zu sein!

Aber hat man denn nicht gerade dies ideale Leben und Streben unserer Nation zum schweren Vorwurf gemacht? In dieses versenkt, sagt man, hat der Deutsche sein Nationales und Staatliches an den Nagel gehängt und ist der Spott praktischer Nationen geworden. Deutsche Ideologie war es, die Napoleon lächerlich und verächtlich gefunden. — Ach, an diesem politischen Zustande Deutschlands sind wahrlich nicht seine Philosophen schuld und seine Liebe zur Spekulation. Die Geschichte hat andere Antworten auf diese Frage. Griechenland war schon in der Periode seines höchsten Glanzes oder vielmehr in der seiner vollen Gesundheit durchzogen von philosophischen Bestrebungen, und der Adel dieses herrlichen Volkes hat sich dadurch, daß es die Fackel der Weisheit der Welt vorgetragen, noch weit mehr als durch seine künstlerischen Leistungen verewigt. Wollen wir doch ja nicht das Schönste, was Deutschland besitzt, gerade das, was es in gegenwärtiger Zeit allein noch unter den Kulturvölkern hegt und pflegt, in thörichtem Unverstande verkennen und verstoßen. Nicht die Denker haben unsere Nation politisch herabgewürdigt, sondern die Nichtdenker, die Unweisen und Philister. Wie ein armer Flüchtling irrt die Himmelstochter auf der Erde umher nnd spricht: „Meine Liebe ist es,

dem göttlichen Denken nachzudenken. Und daß ich den Menschen mit derselben Liebe entzünden, daß ich seinen tierischen, materiellen Sinn mit solchem Streben durchgeistigen will, das machen sie mir zum Verbrechen. Ich soll sie aus ihrem dumpfen Schlaf nicht aufwecken, soll nicht die zur Erde gebückten Häupter aufrichten, sondern dem Schein, dem Trug, der Gemeinheit die Welt preisgeben und unverrichteter Sache heimkehren. Ihr Deutschen! wollt ihr wohl der alten Freundin noch länger Herberge gönnen, oder seid auch ihr geworden, was die andern sind?"*)

Ja, aber die Rätsel des Daseins sind ja heute noch so wenig gelöst wie zu den Zeiten des Thales und Pythagoras. Die Schlüssel, von Zeit zu Zeit mit großer Prahlerei ausgeboten, sind immer wieder von den Nächstfolgenden als unbrauchbar verworfen worden, und die Thüre bleibt verschlossen. Also war ja alles Bemühen vergeblich, und die Arbeit ist die des Sisyphus. Laßt sie also liegen und versucht nicht Unmögliches.

Darauf dieses: Schon das Auffinden und Darlegen dieser Rätsel ist eine höchst verdienstliche Arbeit. Denn der gemeine Verstand ahnet sie gar nicht, oder wo er sie zu berühren genötigt ist, fertigt er das Problem mit Worten ab, unter denen er sich nichts denkt. Aber die Philosophen sagen den Gedankenlosen: siehe, dein Dasein ruht auf unergründlichen Tiefen, in die dein Auge nie hinabgeblickt hat. Ich will dich an den Rand hinführen, blicke hinab, lerne

*) 1853 geschrieben.

die Wunder deiner eigenen Natur kennen und die der Welt. Wenn du sie auch nicht begreifst, so bekommst du doch von dir und den Dingen eine höhere Ansicht und tiefere Achtung davor. Und damit ist schon viel gewonnen.

Dann gedenke an Lessings Wort, daß für uns nicht sowohl der Besitz der Wahrheit beseligend ist als das Streben sie zu finden, das Suchen. Auch in den mißlungenen Versuchen hat sich der menschliche Geist herrliche Ehrendenkmäler gesetzt.

Und meinst du denn, es werde bei diesem Wühlen und Graben gar kein Goldkorn gefunden? Glaube das ja nicht!

Und wer mag sagen, ob es auf immer verwehrt sei, in den Kern einzudringen? Liegen nicht auch hinter unserer flüchtigen Existenz noch Jahrtausende — wird nicht gar vieles möglich, was vorher lange als Chimäre verlacht worden? Ist es nicht rühmlich, nach Vermögen Anteil zu nehmen an dem Bau der Zeiten?

Aber die Philosophie führt zur Skepsis und erschüttert den christlich-religiösen Glauben! Siehe da den einfachen Mann aus dem Volke. Er ist belehrt, daß im Himmel ein weiser und gütiger Gott regiere, der liebend Sorge für ihn trägt, daß seine Seele nach dem Tode des Leibes in ein anderes Leben übergeht, daß sein sittliches Verhalten hier oder jedenfalls dort Lohn oder Strafe empfangen werde, je nachdem es gut oder böse gewesen; daß er an Jesus Christus einen Versöhner und Erlöser habe. Das glaubt er, und in diesem Glauben findet er

Halt für seine Moralität und Trost in den Widerwärtigkeiten. — Und jetzt denke dir den studierten Herrn, der aus dem Becher der Philosophie genippt hat. Die Persönlichkeit Gottes ist ihm zweifelhaft geworden; er hat ja von Weltseele und Immanenz gehört. Daß der Mensch aus zwei Teilen bestehe, ist ihm beinahe lächerlich — er hat vernommen, daß wir aus einem Gusse sind und an dem allgemeinen Geiste nur auf Lebenszeit Anteil nehmen, worauf dann andere eintreten, auch wieder als kurze Mietsleute. Von persönlicher Fortdauer könne also keine Rede sein. Die Sünde ferner ist nichts als notwendiger Übergang aus dem Zustande der Unfreiheit und des Irrtums zu dem der Freiheit im Wissen. Das Christentum endlich ist eine Form, in der sich das religiöse Bewußtsein darstellt, aber nicht die höchste, die nur dem Manne der Wissenschaft zugänglich ist. Glaubt er diese neue Lehre auch nur halb, so ist doch die Sicherheit seiner Überzeugung erschüttert und er ist wie aus dem Port hinausgeschleudert ins stürmische Meer des Zweifels. Daraus folgt, daß Beschäftigung mit spekulativer Philosophie eine gefährliche Sache ist. Denn mag man auch immer sagen, man könne und müsse sich eben aus diesem Zweifel herausringen, um dann ein desto sichereres Wissen zu gewinnen — wer hat denn dazu Kraft und Muße genug? Und ist denn das Gelingen ein gewisses? Oder bleiben denn nicht selbst Kraft und Denken in dieser trostlosen Negation stecken?

Ich erkenne das Gewicht dieses Einwurfes. Aber

die Sache steht so: Würden diese Zweifel nur durch das philosophische Studium in deine Seele geworfen, so möchte ich geradezu sagen — iß nicht vom Baume der (vermeintlichen oder wirklichen) Erkenntnis, laß ihn unberührt. — Allein sie sind so weit verbreitet, so sehr aus der Schule ins Leben übergegangen, daß du sie unfehlbar hundertmal zu hören und zu lesen bekommst. Hier gibt es also kein Ohrenverstopfen vor dem Sirenengesang, sondern ein Anhören mit der Festigkeit der Seele, die sich nicht anziehen läßt von dem, was religiöser Glaube und die Stimme eines edlen Bewußtseins für falsch erklären.

Der Mann der Wissenschaft darf dem Feinde nicht ausweichen, er muß ihm kühn ins Gesicht blicken.

Was aber hat er ihm entgegenzuhalten? Die Rüstung des Paulus; die innere Erfahrung seines Lebens, die Liebe zu Christus.

Denke du so: Gott ist mir freundlich und gnädig gewesen von meiner zartesten Jugend an. Er hat mich im Schoße einer liebenden Familie mit allen Gütern gesegnet, die nur immer das Kind und der Knabe und der angehende Jüngling sich wünschen mag — und jetzt, da ich zum Bewußtsein dieser Gnadenerweisung gelangt bin, soll ich ihn zum Dank dafür verlassen durch einen Unglauben, der den nicht erkennen will, der mir alle Tage näher gestanden hat als Vater und Mutter? Ich habe in meinem Jugendunterrichte Christi heiliges Bild gesehen und seinen liebreichen Zuruf vernommen „kommet her zu mir — i ch bin der Weg, die Wahrheit und das

Leben" — und jetzt soll ich Irrlichtern nachlaufen in Sümpfe?

Mit solcher Gesinnung magst du dich unbesorgt philosophischen Forschungen überlassen: sie werden dich nicht irre machen, und der aufblähende Dünkel des Halbwissens, mit dem die Charakterlosen und Unbefestigten flunkern, wird ferne von dir bleiben. Aber ohne Mathematik im Kopfe und ohne Religion im Herzen soll mir keiner an die Philosophie gehen, er wird wie die Fliege an der Lampe ins Feuer stürzen.

Das Göttliche.

Wer und was ist Gott? — Das ist die große Frage, die durch alle Zeiten und Welten alle Geister bewegt und nie genügend beantwortet werden kann, weil die Schranken der Endlichkeit der vollen Erkenntnis im Wege stehen. Man lernt im ersten Religionsunterricht, daß er ein Wesen sei von gewissen Eigenschaften, die allzusamt nichts andres sind als Negationen menschlicher Mangelhaftigkeit und Beschränktheit, oder Superlative menschlicher Vorzüge. Aber weder das Wesen selbst, das Träger solcher Qualitäten ist, noch die Verbindung dieser zu einer alldurchdringenden Einheit und Gesamtheit wird erkannt, am wenigsten das Verhältnis des absoluten Geistes zur Welt. Ist er außerweltlich oder inweltlich? oder beides zugleich? schrankenlos oder, wie doch sonst alles Schöne und alle Ordnung, bestimmt und begrenzt?

und gegen den Menschen ist er liebend? oder, da dies etwas Pathologisches ist und mit andern Affekten in genauem Zusammenhang steht, ist er liebelos, vielleicht wohl ein Objekt der Liebe, wie Spinoza meint, selbst aber diese Empfindung nicht erwidernd?

Und so gehen die Fragen fort ohne Ende. Aber in die Fragen mischen sich leicht auch Zweifel ein — kann ich sie abweisen, lösen? Oder soll ich über Gott nicht denken und dem Gefühl, dem Glauben alles überlassen? Aber wozu denn meine Vernunft, wenn sie gerade auf das Alleinwissenswürdige verzichten wollte? Doch gerade das thun die allermeisten, und nicht bloß die Irreligiösen, die über das Irdische nie hinausschauen, sondern auch die Frommen: „Gott wohnt in einem Lichte, dazu niemand kommen kann; genug, daß ich seine Helle und Wärme empfinde und dankbar anerkenne; besseres Verständnis ist vielleicht künftigen, höheren Zuständen aufbewahrt." Gut, ich habe nichts dagegen, es kann bei Millionen nicht anders sein und es ist recht, wenn es so ist. Aber wer mit Denken und Wissenschaft einmal angeknüpft hat, der kann dabei nicht stehen bleiben, und selbst die begeisterten Gläubigen, die Gottesenthusiasten fühlten sich gedrungen zu Forschungen über das Wesen, dessen Herrlichkeit ihre ganze Seele — nicht bloß gestreift, sondern bleibend in Besitz genommen hat.

Und hier komme ich auf den Punkt, den ich eigentlich mit diesen Zeilen hervorheben will. Wünschest du einen kennen zu lernen, den du nicht siehst, so mußt du

seine Freunde und Vertrauten fragen, wie er beschaffen sei. Diese allein, und nicht die anderen, die in der Ferne von ihm Stehenden, werden dir Sicheres von ihm berichten können. Willst du also von Gott Näheres erfahren — warum wolltest du dich nicht an die wenden, die mit ihm in so nahem Verhältnisse gestanden, als zwischen Schöpfer und Geschaffenen durch das Band heiliger Liebe nur immer möglich ist? Kurz, ich rate, in den reifen Lebensjahren, wenn Phantasie dem Verstand Platz gemacht haben wird, die Werke der großen Mystiker zu lesen, besonders der aus dem vierzehnten Jahrhundert. Sie haben die tiefsten Blicke ins Göttliche gethan, überraschende Wahrheiten gesagt und vornehmlich die Beziehung des Religiösen auf Gott und das Wesen des göttlichen Lebens in so merkwürdiger Weise bezeichnet, daß ich behaupten möchte, es sei aus ihnen mehr wahre Theologie zu lernen, als aus allen Philosophen, mit Ausnahme Platons, der auch die großartigsten Ideen über denselben Gegenstand ausgesprochen hat. Ihre Kühnheit setzt oft in Erstaunen, fremdartige, unglaubliche Behauptungen, Paradoxien von der unerhörtesten Art überraschen, aber sie bringen das Wundervolle des göttlichen Wesens zum Bewußtsein; und alle lehren groß und erhaben denken über den ursprünglichen Adel des menschlichen Geistes und dessen Verwandtschaft mit dem göttlichen. Und nicht in eine unendliche Perfektibilität, in einen Fortschritt ins Unendliche, in künftige Zustände nach dem Tode verpflanzen sie das selige Leben, sondern was du suchest — hier ist's.

Mit reicher Belehrung habe ich Eckart und Tauler gelesen und mit Bewunderung. Aber noch einmal sei's gesagt, sie gehören für die reifern Lebensjahre, die das Gute und Wahre zu sichten wissen von — ich will nicht sagen: dem Irrtümlichen in ihren Ideen — aber doch jedenfalls von dem, was sich für *unsere* Lebensverhältnisse nicht eignet. Sie haben sich aus der Welt in den Schoß Gottes geflüchtet, *wir* dürfen dem Leben nicht den Rücken zukehren, sondern müssen aushalten in seiner Unruhe, Anteil nehmen an seinen Arbeiten, an seinen Nichtigkeiten und Eitelkeiten sogar — und nur in stillen Stunden der Erhebung ist es uns vergönnt, hinüberzublicken ins stille Vaterhaus und in Gott zu ruhen, auf daß er in uns wieder ruhen möge.

Gottesbewußtsein.

Gottesbewußtsein haben alle Menschen aus einem vorweltlichen Zustande mit in das Leben herübergebracht, wie etwa Kinder, die frühe aus ihrer Heimat anderswohin verpflanzt worden, immer noch eine dunkle Erinnerung an die Stätte behalten, wo ihnen zuerst das Bewußtsein aufgedämmert ist.

Aber einen *Zug* zu *Gott* haben nur äußerst wenige. Es hat fromme Kinder gegeben und gibt deren ohne Zweifel noch immer, die diesen Zug in sich gehabt und in rührender und erhebender Weise manifestiert haben. — Aber in den mittleren Jahren, wo die Strömungen des

Lebens am heftigsten gehen, verliert sich diese Anziehung und macht einer andern Platz — wenn sie überhaupt je dagewesen. Erst der lebensmüde Greis wird hier im besten Sinn wieder Kind — aber auch nicht jeder. Doch werden nicht wenige in der Mitte des Lebens oder wohl noch früher erweckt zur Sehnsucht nach Gott und göttlichen Dingen — es wäre ja schrecklich, wenn der Zug zu Gott aufhörte unter den Menschen.

Keiner kann sich diesen religiösen Sinn selbst geben, so wenig als den Kunstsinn oder das Geschick zu irgend einer technischen Verrichtung. Aber es gilt hier doch das „Suchet, so werdet ihr finden". Vieles gibt's wohl, das trotz alles Suchens doch nicht mag gefunden werden; aber hier ist's anders: wer Gott zu verstehen sucht, darf überzeugt sein, daß dieser ihm entgegen kommt. Dann wird dieser Sinn in ihm erwachen, wie ein neues Lebensorgan, aber nicht als eine Errungenschaft seines Lebens wird er eintreten, sondern in einer weit erfreulichern Weise — als Liebesgabe.

Wie und wo soll ich suchen? — In der heiligen Schrift, in der kirchlichen Gemeinschaft, im Nachdenken über den Lauf der Dinge nnd des eignen Lebens, im stillen Gebete — bis du endlich nicht erst hie und da, in dieser oder jener Verrichtung, sondern überall und allenthalben Gott und sein Walten erkennst.

Näherung an Gott — siehe, das ist Zweck und Erfüllung und Vollendung der ganzen irdischen Aufgabe.

Karikaturen des Heiligen.

Aber ach, welchen Verunstaltungen ist gerade das Heilige ausgesetzt!

Es gibt Menschen, die aus der Frömmigkeit eine Art von Metier machen, die weite Gänge zu Kirchen unternehmen, wo in ihrem Sinne gepredigt wird, Konventikel halten, von Bibelsprüchen und frommen Redeweisen überströmen, Traktätchen verteilen und über die böse Welt seufzen. Aber daheim sind sie schlechte Hausväter, Tyrannen gegen Weib und Kind, und ihr sittlicher Ruf ist sonst auch sehr zweideutig. Wieder andere sind unduldsame Eiferer für kirchliche Lehrsätze, für Gebräuche beim Kultus, Sektierer, die sich von der kirchlichen Gemeinschaft separieren und Unfrieden, Händel stiften. Was unzertrennlich in Einem beisammen sein sollte, das Religiöse und das Sittlichrechte, das halten sie auseinander, ihre Religiosität hat keine sittliche Grundlage, keine Frucht fürs Thun und Handeln, oder sie weiß doch nichts von Liebe, Friede und Duldung.

Ist's Heuchelei und Maske? Bei manchen ohne Zweifel. Ist's arge Selbsttäuschung, wie bei dem Pharisäer, und Hochmut, dessen sie sich gar nicht klar bewußt sind? — Zu den Freimaurern sind viele gegangen, bloß weil sie in dieser Verbindung mehr zu sein glaubten als die andern. Dasselbe mag bei manchen der sogenannten Frommen der Fall sein.

Aber daß um des Himmels willen nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werde! Die wahre Frömmig-

keit ist etwas Herrliches und ein Schmuck der Seele. Aber diese trägt sich nicht zur Schau und brüstet und separiert sich nicht; sie ist wie ein stilles Geheimnis zwischen Gott und der Seele, sichtbar mehr in Werken als in Worten, im Unterlassen vielleicht noch häufiger als im Thun. Ihr Charakter ist nicht Eifern und Polemik, sondern Ernst und Ruhe und Friede.

Wohl muß zu Zeiten die Religiosität auch polemisch auftreten, wie die des Elias, und der Herr selbst hat oft genug harte, strafende Worte sprechen müssen. Und so muß auch unsere Frömmigkeit dann und wann Feuer und Nachdruck führen, wo es gilt dem Bösen zu steuern und der Ruchlosigkeit entgegenzutreten. Aber die Fälle sind selten, und unser Auftrag ist nicht der des Propheten. In allen gewöhnlichen Lebensverhältnissen werden wir mit Sanftmut zu verfahren haben und mit Schonung.

Versäumnis.

Was sich im Leben am bittersten rächt, das sind Unterlassungen und Versäumnisse. Welche? Zweierlei.

Erstens unbenützt gelassene Gelegenheiten, Nützliches zu lernen. Unglaublich ist's, wie hier der jugendliche Leichtsinn den Samen streut, aus dem die bittere Frucht künftiger Reue sprießt. Was gäbe einer in späteren Tagen darum, wenn er die Gelegenheiten alle benützt hätte! Aber jetzt ist's zu spät.

Doch noch bittrer ist ein andres Versäumnis: denen Liebe zu erweisen, die darauf Anspruch haben. Der junge Mensch ist gedanken- und darum auch rücksichtslos; er weiß nicht, daß er unter lauter Abiturienten lebt; ihm ist, als werde der gegenwärtige Zustand ewig dauern, als müßten die Menschen, die jetzt um ihn sind, immerfort seine Begleiter auf dem Lebenswege sein. Oft benimmt er sich kalt, gleichgiltig, ja wohl unfreundlich und zurückstoßend gegen Geschwister, liebelos wohl sogar gegen Eltern. Plötzlich tritt der Tod ein. Jetzt erwacht das natürliche Gefühl mit aller Stärke, erst beim Eintreten der Krankheit und Gefahr, dann, wenn der Schlag erfolgt ist; jetzt möchte man um jeden Preis den Dahingegangenen recht viel Liebe und Anhänglichkeit erwiesen haben, ihrem Herzen recht teuer geworden sein. Zu spät! Unter die Thränen über den Verlust mischen sich die der Scham und Reue.

Das bedenke wohl und richte dein Betragen gegen die Deinigen, ja überhaupt gegen die, mit denen du verkehrst, so ein, daß du immer und immer dir sagest: wer weiß, wie bald der Tod dem Verhältnis ein Ende macht. Darum

Versäume keine deiner Pflichten!
Was du zu thun jetzt schuldig bist,
Das eile heute zu verrichten —
Wer weiß, ob's morgen möglich ist!

Schliff.

„Ich bin gern ungeniert, darum besuche ich diese oder jene Gesellschaft oder jene Familie nicht, weil man sich da zusammennehmen muß und nicht von der Leber weg reden darf.“ — So viele. Besser wäre es, sie resümierten so: ebendeswegen weil man hier sich nicht gehen lassen darf, sondern auf sein Gebahren und Reden achthaben muß, gehe ich zuweilen hin.

Nichts liegt dem Menschen näher als das Gemeine, und gerade dem hat er auszuweichen. Was ist das Gemeine? Das Ungewählte, das erste beste im Ausdruck der Rede, in der Art, wie man den andern behandelt, das Sichselbstvergessen in Anstand und Haltung. Was steht dem gegenüber? Das Edle. Wohl ist dies nichts Angelerntes; es kommt aus einer sittlichen Denkungsart, aus dem Bewußtsein seiner Würde als moralisches Wesen und aus der gewonnenen geistigen Bildung, aber wenn es aus dem Innern hervorleuchten und sich nie verleugnen soll, so ist es doch gewiß auch etwas Angeübtes und gleichsam eine schöne Fertigkeit, die darin besteht, daß man jeden Augenblick seiner selbst bewußt sei und Macht über sich selbst habe.

Gemein ist jeder Ausdruck der Leidenschaft, besonders des Zornes und der Indignation, wenn er nicht gemildert wird durch Humanität der Gesinnung; gemein das Absprechen, Verwerfen und Verdammen auch wirklich verwerflicher Dinge, wenn es geradezu herausplumpt, gemein

oft auch der Ausdruck des Behagens und Wohlgefallens, wenn er sinnliche Begier ausspricht.

Was schützt gegen solche Plebejität? Nichts als gute, feine Gesellschaft mit Gebildeten von Erziehung und Ton. In dieser gewinnt man einen Takt, den andere auf der Stelle an uns erkennen und zwar mit Beifall als eine Auszeichnung. Man nennt ihn Schliff und Politur. Die aber braucht eben jeder fort und fort, damit zum inneren Gehalte auch die gefällige Form hinzukomme, auf die der Mann, je weiter er in seiner Bildung vorschreitet, desto höheren Wert zu legen weiß.

Temperament.

Die verschiedenen Eigenschaften des Menschen bilden in ihrer Gesamtheit eine Art von Mischung, deren einzelne Bestandteile in richtigem Verhältnisse zu einander selbst und zum Ganzen komponiert sein müssen. Wo ein einziger zu stark durchgreift, da ist Gefahr, daß die Gesamtheit mißfalle.

So darf z. B. der Stolz nicht fehlen, der Bewußtsein der moralischen Würde ist, sonst gebricht es an dem Edeln, das der Ausdruck des Gebildeten tragen soll. Aber welche Vorsicht und Mäßigung ist hier zu beobachten, daß er nicht als Hochmut oder als Eitelkeit und Selbstgefälligkeit hervortrete! So ist ferner eine gewisse Repulsivkraft zu bewahren, die Nein zu sagen wagt, wo irgend

etwas dem sittlich-religiösen Gefühl oder der Überzeugung Feindliches sich vernehmen läßt. Wo sie fehlt, da erscheint ein schwacher Charakter, Mangel an sichern Grundsätzen, Mutlosigkeit. Aber sie darf sich nicht schneidend und verletzend kundgeben. Ein ernstes Wesen gefällt, weil man Besonnenheit, Überlegung und Mäßigung dahinter vermutet; aber es liegt nahe, daß dies in Verschlossenheit und Inhumanität übergehe.

Und so kommen wir auf den Satz des Aristoteles, daß die Tugend als feine Mittellinie zwischen zwei fehlerhaften Extremen erscheine. Wer weiß das nicht? Aber wie man immer diese Diagonale treffen, richtig treffen könne: das ist die Frage. Jeder gibt Lehrgeld, aber nicht jeder, wenn er auch viel bezahlt hat, geht als Adept aus der Schule. Und obwohl die Menschen diese Schwierigkeit des Lernens wohl kennen, so sind sie doch intolerant einer gegen den andern und prätendieren, jeder sollte die Kunst verstehen, in der sie selbst zumeist Stümper sind.

Und nun das Facit dieser Betrachtung: Ganz akkurat wirst du die oben besagte Mischung nie zu stande bringen, und allen gefallen zu wollen, wäre ein vergebliches und thörichtes Unternehmen. Mache, daß aus der Mischung, wie bei Schillers Glockengusse, am Ende ein reiner, kräftiger Ton hervorgehe. Das wird möglich sein, wenn Gottes- und Menschenliebe das alles durchdringende Element ist, mit dem die Ingredienzien verbunden werden.

Stoicismus.

Die Zeiten des Tiberius und Nero waren schwere Zeiten. Die edelsten Seelen flüchteten aus ihrem Drang und Elend in die Arme des Stoicismus.

Was ist Stoicismus? Festes Ruhen auf seiner moralischen Würde und kühne Welt- und Lebensverachtung. Und diese gab einem Thrasea und andern seinesgleichen die Kraft, auszuhalten und unbesiegt unterzugehen.

Brauchen *wir* keinen Stoicismus? Ist unsere Zeit eine leichte, unsere Zukunft eine heitere, verbürgte? Ja, gibt es überhaupt eine Zeit, wäre sie auch eine bessere, wo man des Stoicismus entbehren kann? oder hat nicht das Leben genug der schweren Tage?

Aber wir haben ja das Christentum, was brauchen wir den Zeno und Chrysippus?

Gut, doch auch das Christentum hat viel stoisches Element, sowie im Stoicismus viel Christliches ist. Beide heischen, wenn einer sich ihrer bedienen will — ein gutes Gewissen.

Unter dieser Voraussetzung geben sie, der eine den achilleischen Heldentrotz

„Doch bei *meinem* Gezelt und dunklen Schiffe, vermut' ich,
Wird wohl Hektor, wie eifrig er ist, sich enthalten des Kampfes!"

das andere das feste Gottvertrauen

„Und wenn die Welt voll Teufel wär'!"

Aber auch die Welt als einen Schauplatz der Eitelkeiten, eine vanitas vanitatum, zu betrachten, ist förderlich zur Ermutigung. Nimm sie als etwas Wesenhaftes, so oft du im Kreise deiner Pflichten stehst; als etwas Nichtiges und Flüchtiges, so oft Gram und tiefer Verdruß dein Herz befällt. Dann sprich mit Seneca: „Nichts Wünschenswertes gibt's hienieden, nichts Erhabenes, nichts Glänzendes, alles ist ohnmächtig, ist drückend, alles ängstigt uns und — alles vergeht" und lies seine ganze Trostschrift an Marcius, die mich in schweren Stunden jedesmal erquickt hat und getröstet.

Werden.

Etwas werden will der junge Mensch. Mit Recht, weil er fühlt, wie wenig er noch ist. Also wird ein Ziel nach dem andern angestrebt, und es öffnet sich eine Stufenreihe des Werdenwollens, des Strebens und Hoffens. Aber die meisten bleiben auf den untersten Staffeln stehen und gewahren auch wohl bald, daß sie nicht hoch emporkommen werden.

Wolle du auch etwas werden, aber laß dies Werden einen innern Fortgang sein, der in dir selbst beschlossen ganz unabhängig bleibt von äußern Veränderungen. Bemiß die Stufen deines Werdens in der Wissenschaft nach dem Umfange des von dir bewältigten Stoffes, nach der Klarheit der gewonnenen Einsicht und Übersicht, nach der Fertigkeit in Anwendung des Erfaßten. Dann brauchst du

keine allerhöchsten Reskripte und Dekrete abzuwarten; du selbst stellst dir das Diplom aus, welches besagt, daß du diese und jene Schwierigkeit überwunden, diese Materie durchgearbeitet, kurz, daß du klüger und gelehrter geworden bist. Und auf dieser Arena ist nicht die Welt gleich mit Brettern vernagelt, wie dort, sondern es ist eine Himmelsleiter, die du betrittst, auf der du in immer reineren Äther zu immer weiterer Aussicht emporklimmst. Die Freude aber, die solches Werden gewährt, ist die reinste und freieste. Denn hier ist die Psyche recht in ihrem Elemente, weil sie nicht starres, geschlossenes Sein, sondern lebendiges Werden, Umbilden, Wiedererneuern, schöneres Verjüngen ihrer selbst ist. So lebst du in ewiger Jugend, geschützt gegen Altern und Sterben. Denn dem geistig Strebenden ist der Tod nichts anderes als eine Hilfe, die dem unaufhörlich sich selbst Verjüngenden am Ende — nein nicht am Ende, sondern im währenden Vorschreiten die Natur selbst zu seiner Vollendung bietet.

Wohlthätigkeit.

Not und Elend und Jammer sind in tausend Gestalten überall verbreitet, aber selten gewahrt der junge Mensch .diese düstere Schattenseite des Daseins; er hört wohl bisweilen davon, aber sieht sie selten, und gerade aufs Sehen kommt's an, weil nur das einen nachhaltigen Eindruck macht. Laut und öffentlich zeigt sich gewöhnlich

nur die Freude und der Genuß; aber verborgen und verschämt haust das Unglück. Blicke umher, wie viel Unglück du wahrnimmst; und wo es jetzt seine Stätte nicht aufgeschlagen hat, da findest du es zu anderer Zeit.

Der Jüngling, dem es gut ergeht, lebt wie auf einer Oase mitten in der Wüste, er sieht nichts, hört nur dann und wann etwas, und es ist, als spräche er: mir ist wohl — was habt denn ihr zu klagen?

Gönnen wir dem Knaben dies Glück der Unwissenheit. Aber der gereifte Jüngling sollte bei Zeiten in die Bekanntschaft des menschlichen Elends eintreten, damit er in die menschliche Teilnahme daran eintritt und sein Herz erschließt. Hilfreich, edel und gut soll der Mensch sein, und damit er es werde, soll er es frühzeitig lernen und üben.

Das Mitleid drängt zur Hilfe. Wie kann ich helfen? — Sehr vielem Übel könnte durch Gaben geholfen werden. — Aber ich bin selbst arm, wie kann ich geben? — Denke an das Scherflein der Witwe, und was der Herr dazu gesagt hat. Sich selbst, seinem Vergnügen, ja auch seinem Bedürfnisse etwas abdarben, ist das Mittel zu kleiner Wohlthätigkeit, deren Wert ein großer ist. — Verwendung bei andern, guter Rat, Trost und menschliche Teilnahme vermögen viel, und die hat jeder, der sie haben will.

An diese Pflicht der Menschenliebe denkt freilich die Jugend fast nie. Nun so denke du daran und sammle dir göttlichen Segen in deinen jungen Jahren: Es ist

Einer, der ins Verborgene sieht und dir's vergelten wird öffentlich.

Aber was soll man dazu sagen, wenn nicht einmal gegen die Wohlthätigkeit geübt wird, welche die Natur selbst uns ans Herz gelegt hat? Wenn Brüder, die ihr gutes Auskommen haben, zusehen können, daß eine hilflose Schwester darbt? Und der Fall kommt öfter vor, als man glaubt.

Der Empfänger einer Wohlthat hat selten mehr dagegen zu geben als sein „Vergelt's Gott". Das ist wohl soviel als gar nichts? Glaube das ja nicht! Meine armen Eltern gaben von dem Wenigen, was sie hatten, und die Mutter besonders oft über Vermögen. Tausend „Vergelt's Gott" haben sie dafür empfangen, und Ströme des Segens sind auf ihre Kinder und Kindeskinder niedergegangen!

Geld.

Geld regiert die Welt. Reichtum ist Macht — Armut also Ohnmacht. Wer wüßte das nicht? — Aber der Begriff des Geldes ist kein leicht zu fassender, er hat viel Rätselhaftes, und oft mag es einem bedünken, als stecke unter diesem geprägten Metall etwas Dämonisches. Was Blut oder Nerven im menschlichen Körper, das ist im Staatskörper das Geld: das Leben- und Kraftgebende. Es ist Repräsentant einer Idee, welche die Verbindung und Verkittung der Vielen durch Richtung der

Thätigkeiten auf dasselbe Ziel zu bezeichnen scheint, so daß in dieser Richtung zugleich auch, wie im Magnet, der Reiz enthalten ist, diese zu nehmen.

Man sagt, es sei kein Stoff ohne Geist, und kein Geist ohne Stoff. Ich halte den Satz für wahr, und gerade das Geld kann ihn bestätigen. Denn in dieser derben, kondensierten Materie liegt viel Geistiges, das sich, wie gebundene Wärme, unter Umständen sogleich freimacht.

Geld ist Mittel, aber ein Mittel, das selbst wieder Zweck wird; denn alle wollen es erwerben. Sein Wert ist ebensosehr ein eingebildeter als ein realer, weil unsere sinnliche Realität selbst nichts anderes als eine eingebildete ist. Es ist, je nach den Umständen, nichts und alles, ein gesetzter Widerspruch, nicht viel anders als die Widersprüche, womit die Metaphysik sich plagt.

Man kann es nicht genug achten und nicht genug verachten. Aber unentbehrlich ist es dem Kulturmenschen. Seine Wirkungen sind ebenso nützlich als verderblich, sie erregen ebensoviel Bewunderung als Abscheu. Man soll nach seinem Besitze streben, als wäre er das letzte Ziel unserer Thätigkeit, und doch zugleich dies Streben verwerflich finden und unterordnen.

Ehre.

Was ist Ehre? Gefühl des eignen Wertes und Behauptung der persönlichen Würde unserer Mitwelt gegenüber.

Sind wir dazu berechtigt? Nicht bloß dies, sondern sogar aufgefordert durch die allgemeine Gesittung und durch unser innerstes Bewußtsein.

Daß das Ehrgefühl mächtig in der neuen Welt dominiert, ist als ein großer Fortschritt zu betrachten. Es ist aber seine Herrschaft nicht notwendig mit der Kultur selbst verbunden und mit der Verfeinerung des Lebens und Ausbildung seiner Verhältnisse; wer die Geschichte kennt, weiß, daß eine unbegreifliche Abstumpfung desselben sichtbar gewesen ist in Zeiten hoher Civilisation. Wo war denn in den Tagen des Tacitus und Juvenal das Ehrgefühl in der römischen Welt? Ja sogar in Athen: welche Schamlosigkeit konnte da öffentlich und ungescheut ihr freches Wesen treiben! Die Redner liefern grauenvolle Belege. — Dafür aber mußten sie sich auch als Kanaillen von ihren Tyrannen behandeln lassen, und die Männer von Ehre mußten leiden, was die Buben verschuldet hatten.

Wie hängt das Ehrgefühl mit dem Christentum und dessen Geiste zusammen? Gebietet dies: Halte auf die Ehre! Laß sie nicht antasten? Nein — und gleichwohl ist der Nexus ein inniger; denn das Christentum hat den moralischen Wert der Persönlichkeit hoch gehoben und die Standesunterschiede in dieser Beziehung vernichtet. Der König der Ehren war Sohn eines Zimmermanns, und seine Jünger waren Fischer und Zöllner. Dazu sind ja alle sittlichen Vorschriften des Evangeliums ihrer Natur nach auch zugleich Wahrungen der persönlichen Ehre gegen jede Be-

fleckung. Die Ehre vor der Welt aber ist da gesichert, wo das Innere geordnet und die Klugheit und Vermeidung selbst des bösen Scheines beobachtet wird. Das Ehrenhafte der ersten christlichen Gemeinden hat der neuen Lehre die meisten Anhänger gewonnen.

So müsse denn auch dir nie gleichgiltig sein, was die Leute von dir denken und reden; nur freilich nicht so, daß du um ihrer guten Meinung willen das Rechte thuest — dazu bestimmen höhere Gebote und heiligere Pflichten — sondern soweit, daß du vorsichtig in deinem Verhalten alles meidest, was Anstoß geben, Verdacht und Zweifel erregen oder sonst in irgend einer Art dich bloßstellen könnte. Die Wahl deines Umgangs, die Gesellschaften, welche du besuchst, deine Haltung, dein Benehmen, selbst dein Äußeres und seine Erscheinung: alles wird in dieser Beziehung bedeutend; es ist dabei weniger zu thun, als zu vermeiden.

Was fremde Angriffe auf deine Ehre betrifft, so weiche ihnen aus durch Rechtschaffenheit, die dem Feind, dem Lästerer keine Blöße gibt, durch besonnenes Verhalten. Grobe Angriffe des Übermutes und der Brutalität kommen sehr selten vor, wenn man sich hütet, Pech anzugreifen. Sollte es aber der Fall sein — dann zeige den Mann und schlage solchen Angriff kräftig und entschlossen zurück! Zeige keine Feigheit! Nichts verübelt man dem Manne mehr als Memmenhaftigkeit; man traut einem solchen jede andre Niederträchtigkeit zu.

Daß der Ehrtrieb vielfach ausarten kann, weißt du.

Der Empfindliche, der jeden Scherz als Angriff auf seine Ehre betrachtet; der Eitle, der in Äußerlichkeiten seine Ehre sucht; der Hochmütige, der andere durch vermeintliche Überlegenheit herabdrücken will; der Prahler, der vor andren sein Wissen auskramt, um ihnen ihre Unwissenheit fühlbar zu machen: das sind die Leute, die teils Ehre suchen im Unehrenhaften, teils in ungeeigneter, verhaßtmachender Weise.

„Wer den falschen Ruhm verachtet, der wird den wahren besitzen", sagt Paul Ämil zu Terentius Varro.

Göttlicher Segen.

Unser Lebensglück ist von so vielen Zufällen abhängig und so leicht zerstörbar, daß alle Regeln der Vorsicht und Klugheit nicht ausreichen es zu begründen und zu erhalten. Es gehört noch etwas anderes dazu: der göttliche Segen. Den kann man verscherzen, wie? — Durch Abkehr des Herzens von Gott und göttlichen Dingen, durch ein recht weltlich materielles Dichten und Trachten, durch Hartherzigkeit und Unbarmherzigkeit gegen Menschen und selbst auch gegen Tiere, durch böse, gottlose Worte und Reden. Durch sündhaftes Lasterleben — brauche ich nicht erst zu sagen, das versteht sich ohnehin.

Man kann ihn aber auch — ich sage nicht verdienen; alles Gute ist freies Geschenk Gottes, und nie ist er eines Menschen Schuldner — aber doch gewiß sich so

verhalten, daß man seiner nicht unwürdig erscheint. Wie? — Durch Dankbarkeit und Anerkennung des reichlich schon von ihm Empfangenen, durch Liebe gegen die Brüder — mit einem Worte durch Pietät und Pflichtmäßigkeit. Heil dem, auf welchem er ruht!

Im Familienleben tritt er am sichtbarsten und herrlichsten hervor; hier spendet der Allgütige die köstlichsten seiner Gaben: Liebe und Harmonie der Ehegatten und Gedeihen der Kinder. Das ist ein großes Wort! Kein ungeratenes Kind zu haben, alle gesund an Leib und Seele, sittlich unverdorben, nach Umständen gebildet, brauchbar, beliebt und belobt — welche Fülle von Freude und Glück! Was ist dagegen Geld und Gut und andrer Plunder!

Daß aber der göttliche Segen sich auch forterben kann: wie beachtungswürdig ist das! Die hl. Schrift zeigt das an Abraham und Jakob; die Erfahrung bestätigt es heute noch. Verwechsle mir aber keiner dies Forterben des Segens mit den natürlichen Folgen guter Erziehung und guten Beispiels: es ist noch ein andres um den göttlichen Segen, das außer diesem Kausalnexus liegt.

Aber wie? Könnte sich auch verschuldete göttliche Ungnade forterben auf unschuldige Kinder und Enkel? — Das haben schon die Alten geglaubt. Und sie haben recht!

Vetter Michel.

„— Solch ein Edler ist uns nah. Immer heißt es, gestern Abend war doch Vetter Michel da“ — freilich in der Regel ein langweiliger Geselle, dieser Vetter Michel, aber er wandelt in tausend Gestalten, unter vielen Titeln und Würden in der Welt herum, und man kann ihm nicht leicht entgehen, ja man muß oft froh sein, ihn nur zu haben, noch mehr, er ist oft sehr nützlich und nichts weniger als widerwärtig. Gar nicht selten steckt hinter ihm ein biederer, dienstfertiger Kerl, eine ehrliche Haut vom altdeutschen Korn, ein gemütlicher, teilnehmender Mensch, der mir selbst im geselligen Verkehr lieber ist als ein blasierter Schöngeist und Kritiker. Er weiß dazu gar manches, das ich nicht weiß, und bringe ich ihn auf sein Kapitel, so kann ich von ihm auch lernen. Horaz wußte diese Art von Menschen wohl zu würdigen, auf seinem Sabinum finden wir ihn unter Vettern Michel, und wie spricht er von der Unterhaltung? „O noctes coenaeque deum — Göttliche Nacht und göttliches Mahl — —!“

Überhaupt — nur keinen falschen Maßstab zur Beurteilung der Menschen angelegt! Den der geistigen Bildung, der Gelehrsamkeit und Wissenschaft gebrauche gegen solche, von denen man welche zu erwarten berechtigt ist. Aber nur ja nicht denselben gegen andere, die von höherer Bildung nur ein mäßiges Teil oder wohl gar nichts zu besitzen brauchen.

Am sichersten wirst du gehen, wenn du fragst, in

welchem Maße und Grade jeder das ist, was er sein soll, und wenn du darnach die Achtung und Wertschätzung bemissest, die du ihm zu bewilligen hast. Es soll aber im allgemeinen jeder ein sittlich braver, ein rechtschaffener Mensch sein und dann im besondern tüchtig in seinem Berufe und Stand, in Führung seines Hauswesens. Sei mit solch einem Manne zufrieden! —

Die Ausgezeichneten unter den Menschen dürfen uns, wenn wir uns ihrer zu erfreuen Gelegenheit haben, nicht verstimmen gegen die wackern Gewöhnlichen, wie Leckerbissen nicht gegen Hausmannskost. Denn am Ende gehören wir selbst nicht zur Elite, obwohl wir's meinen.

Freude.

Die Freuden des kurzen Daseins bedürfen, wenn einmal die Jugendjahre vorüber sind, und wenn man mehr als die gewöhnlichen Genüsse darunter verstehen will, eines sehr soliden Unterbaues. Für den verständigen Mann ist Anerkennung, Ehre und Lob, oder wohl noch mehr, Auszeichnung und Bevorzugung eine hohe Lebensfreude. Aber welche Vorbereitung wird dazu erfordert? Keine geringere als eine ganz in Fleiß und Arbeit hingebrachte Vergangenheit. — Freuden im Hausstande? — Die Vorbereitung dazu ist Enthaltsamkeit in der Jugend, Gewöhnung an Ordnung und Einfachheit.

Und so geht es weiter — nichts wird uns geschenkt,

was von bleibender Lebensfreude genannt werden mag; vorübergehende Genüsse freilich hat man oft wohlfeileren Kaufes.

Der Lauf des gewöhnlichen Lebens bringt viele stille Erheiterungen, gegen deren Reiz uns die Gewohnheit nicht abstumpfen sollte. Das ist gesunde Nahrung fürs Gemüt, deren man so wenig je überdrüssig wird, als des täglichen Brotes. Mitunter gibt's Sonntage in der Reihe der Werkeltage.

Die meiste Freude muß dem gelehrten Menschen sein Studium und dem praktisch-thätigen die Ausübung seines Berufes machen. Wehe dem, der sich mit diesen nicht befreunden kann, dem sie — Frondienste sind!

Bewahre dir möglichst unverkümmert eine immer heitere Stimmung! Dazu gehört Schonung der Gesundheit, die eine Hauptbedingung der heiteren Stimmung ist; dazu Freiheit von nagenden Sorgen; dazu Ruhe des Gewissens.

Dann ist, wenn Gott seinen Segen gibt und gegen besondere Übel bewahrt, das Leben des gebildeten Mannes im ganzen ein heiteres und gesegnetes, ein freudenvolles, für das er alle Tage vor Schlafengehen und am Schlusse beim Hingang zum letzten, langen Schlummer Gott innigst zu danken alle Ursache hat.

Leid.

Die Kehrseite der Freuden und Genüsse des Lebens bilden seine Widerwärtigkeiten und Trübsale. Diese sind ebenso mannigfacher Art wie jene, leibliche und geistige, verschuldete und unverschuldete, größere und kleinere. Kein Leben kann von ihnen unberührt bleiben, aber auf manchen fällt ein schwererer Teil, oft ohne daß man sagen könnte warum? Wir können nichts thun als die verschuldeten möglichst meiden, die bekanntlich immer die härtesten sind, und unser Gemüt in die Fassung versetzen, die uns die unverschuldeten leichter tragen läßt. Freilich, daß man nicht sich selbst Widriges zuziehe durch Mißgriffe, Unvorsichtigkeit, Übereilung, Sinnlichkeit — ist leichter vorzuschreiben als auszuführen; auch dem Besonnenen wird manche Unbesonnenheit entschlüpfen. In diesem Falle bleibt nichts übrig als die „Züchtigung zur Gerechtigkeit" geduldig hinzunehmen und sich die Moral aus der Fabel wohl zu merken fürs Künftige. Ein braver Schüler darf denselben Schnitzer nicht noch einmal machen. Aber mein Gott, was sind doch die Menschen in dieser Schule für tappige und ungelehrige Schüler! Nicht zweimal — hundertmal bekommen sie ihre Haken auf den Rand hinaus, und da noch haben sie's nicht gemerkt. Oder wo läßt sich denn der Hitzkopf, und wenn er noch so oft angerannt ist, wo der Sinnliche, der Leichtsinnige durch schlimme Erfahrung bessern? — Es ist dies ein Jammer, ein Fluch, der durch die Geschichte der Einzelnen, aber auch durch

die Weltgeschichte selbst geht, daß das discite justitiam moniti — lernet, gewarnt, wie ihr seid, recht thun — ein ewiger Imperativ bleibt, dem man Gehorsam verspricht, aber nicht leistet. Wie — kann man vielleicht nicht? Man könnte es doch gewiß besser, als man's gewöhnlich macht, wenn man sich selbst in Zucht und Schule nehmen wollte. Aber an andern stümpern wir mit unserer Erziehungs-Pfuscherei herum, und keinem fällt ein, wie notwendig man diese Zucht selbst noch brauche. Keinem? — Doch mit Ausnahme, aber freilich mit sehr seltener.

Man hat freilich die Redensart: „der wird seine Hörner schon noch abstoßen", d. h. die Erfahrung wird ihn schon klug machen. — Aber eben die Erfahrung selbst lehrt, daß viele durch Erfahrung nicht klug werden, wieder andre zwar vorsichtiger, aber nicht besser, und daß bei noch andern die Erfahrung zu spät gekommen ist. Darum traue keiner dieser teuern und vornehmen Hofmeisterin! Wir wollen ihr dankbar sein, wenn sie uns in den Jahren unserer Unwissenheit bei leichteren Verirrungen ihre Warnungen einigemal erteilt hat; aber sie soll bei guter Zeit abgelöst und ersetzt werden durch die Vernunft, die uns ohne Bitterkeit a priori dasselbe sagt. Unentbehrlich ist uns die Erfahrung bei Geschäft und Beruf, im Verkehr mit Menschen, in der Wahl der zweckgemäßen Mittel; in dieser Schule soll sie fort und fort unsre Lehrerin sein und uns immerhin auch manchen Klaps geben. Aber so gern wir Klugheit und Gewandtheit bei ihr lernen wollen — o, nur nicht Moral, Recht und Pflicht!

Zum Probemachen auf diese Exempel ist sie nur dann gut und erwünscht, wenn die Rechnung schon vor der Probe nach den Regeln und mit aller Sorgfalt gefertigt worden. Hier kann die Bestätigung der Richtigkeit durch die empirische Probe nur erfreulich sein.

Erfahrung.

Wie steht es um die Mitteilbarkeit der Erfahrungen? O, nichts leichter! Darfst nur reden oder schreiben, wenn der andre hört oder liest, so ist diese Mitteilung erfolgt. Und wie viele Gelegenheit dazu! Fast in jeder Unterhaltung werden Erfahrungen ausgetauscht; keine Ware ist wohlfeiler. Da sollte es also gar nicht nötig sein, daß man erst alt werde, weil man ja diesen Einkauf schon in jungen Jahren machen kann! Da, gleich in diesen Blättern: wie viele und wichtige Erfahrungen sind in ihnen niedergelegt! Nimm sie im guten Glauben hin, so sind sie die Deinigen.

Wirklich? so unter dem Preise verschleudert die Erfahrung ihre Artikel? Und doch führt sie in der Regel das Attribut: die Teure. Und doch sagt schon das Wort selbst, daß sie nicht gleichbedeutend ist mit Lehre und Unterricht und nicht Gelerntes, sondern Erlebtes bezeichnet. Was für Erlebtes? — Teils an dir selbst, teils an andern, die du beobachtet hast. Gewiß, es hat dies etwas Rätselhaftes; Erfahrung ist mitteilbar durch Rede und Erzählung,

und dennoch auch wieder nicht mitteilbar! — Doch ist es nicht mit andern Dingen ebenso, daß man sie kennen kann, ohne sie zu haben, zu besitzen? Von Praxis ist hier die Rede und nicht von Lehrsätzen.

Fürs erste: wenn dir andere Erfahrungen berichten, so merkst du selten darauf, die meisten interessieren dich nicht. Diese dünkt dir trivial, allbekannt, altweibermäßig: als ob du die Sache nicht schon längst wüßtest! Jene wieder ist zu speziell, es fehlt ihr der Charakter der Allgemeinheit und also der Anwendbarkeit auf ähnliche Fälle. Immer bist du der Superkluge, der Belehrung gar nicht Bedürftige. Daß aber jedes neue Beispiel ein neuer Schlag sein könnte auf den Nagel, der noch immer nicht fest in dir sitzen will, daß auch Spezialitäten, wenn nicht als Regeln, doch als Warnungen gute Dienste leisten könnten — das fällt dir nicht ein.

In andern Fällen merkst du vielleicht zwar, aber dein Zweifel, deine große Gescheitigkeit brechen der heilsamen Lehre den Stachel ab. Du denkst so: „Aber wie tappig war doch der Mensch! Ich wollte dasselbe thun, und es sollte mir nicht so gehen. Der Tölpel! Zu helfen muß man sich wissen." — Vortrefflich! Was soll man zu dieser Methode sagen?

Wohl ist dem Menschen die Neigung angeboren, alles zu generalisieren, aber überall setzt er zu der Regel, die er sich gebildet, auch die Ausnahme hinzu, und diese wird ihm gleich zu einer zweiten Regel, der er mehr traut, unter die er sich selbst subsumiert. O du Dummkluger!

Du willst also der Strafe, wo du sie verdient, entgehen und die Belohnung, wo du sie nicht verdient, erhalten? Der Zufall soll an dir sein Meisterstück machen? Dieser blinden, täuschenden Macht willst du dich in die Arme werfen, dieser Göttin der Thoren und Narren? Ausnahmen? — In der sittlichen Welt existiert keine. — „Ja, aber eben die Erfahrung selbst weist doch auf viele Irregularitäten hin, die den Satz: was der Mensch wert ist, das widerfährt ihm — Lügen strafen!" — Ich habe diesem Einwurfe schon ein besonderes Blatt gewidmet; hier genügt es, hinzuweisen auf die einfachsten Katechismuslehren.

Eben weil der Weltlauf oft ein verkehrter ist, so hat die Tugend gegen ihn einen Kampf zu bestehen; er ist's, der sie anreizt und zur Aufbietung ihrer Kraft veranlaßt. Wäre er ihr Zahlmeister, so wäre er gerade ihr Feind und Zerstörer. Auf welcher Seite willst du stehen? Auf der Seite der Tugend, die ein Kleinod, ein Heiligtum zu schützen und zu bewahren hat, oder auf Seite ihres Gegners, der alles und jedes wagt, weil er eigentlich nichts zu verlieren hat?

So viel ist sicher: hältst du dich an die Ausnahmen, die vorübergehend, scheinbar, wesenlos der sittlichen Weltordnung gegenüberstehen, so ist für dich die Schule der Erfahrung verschlossen; nicht einmal die eigne, die bittre wird dich witzigen.

Aber ein andrer Satz aus dem vorigen muß hieher gezogen werden, um über die Mitteilbarkeit der Erfahrung durch Lehre und Unterweisung ins Reine zu kommen. Es

ist ein Satz aus der Experimentalphysik, dieser, daß wir der Erfahrung bedürfen, damit sie uns lehre, in welchen Fällen wir uns auf die Erfahrung verlassen dürfen. Also ist sie ihr eignes Kriterium, also kann sie nicht erspart werden.

Wie, gilt dies Wort auch von der sittlichen Welt? Müssen auch hier die Erfahrungen andrer erst durch unsre eignen, oder diese wieder erst durch ähnliche andre bestätigt werden, bis wir ihnen glauben und trauen können? Muß auf jedes Exempel erst die Probe gemacht werden? — Wer mag leugnen, daß es wirklich so ist? Die Schwäche der erst allmählich und sehr langsam reifenden Erkenntnis und Einsicht, die Macht der das Gemüt schon frühe in Beschlag nehmenden Affekte, das Sträuben gegen fremde Autorität, die als Zwang und Nötigung auftritt, machen das leicht erklärlich.

Aber soll das ewig so fort gehen? Tritt denn nie die Periode ein, wo man zum Bewußtsein eigner Unzulänglichkeit gelangt, Hilfe sucht bei Klügeren? Soll man denn sein Teuerstes aufwenden, um das zu gewinnen, was man umsonst haben kann?

Und *wann* soll diese Periode kommen? In der Kinderzeit ist's unmöglich. In der Zeit der Lebensreife wäre es zu spät. Also

Nimm reinen Gemüts *jetzt, Knabe*, die Lehren
Auf, gib *jetzt* dich den Besseren hin.

Du wirst dir freilich nicht alle Erfahrungen ersparen und noch manche bezahlen müssen; aber die teuersten, die

schlimmsten — die könntest und solltest du dir ersparen, wenn du nicht Feind deines eignen Heiles zu sein vorziehst.

* * *

Freilich an Erfahrungen fehlt's nicht, und die sind oft bitter genug. Aber an der rechten Nutzanwendung gebricht es, und so bleibt auch ihre Warnung vergebens. Wie so? Nun — nimm etwa gleich die Jagd nach Glückseligkeit: Der verliebte Jüngling setzt sein ganzes Lebensglück in den Besitz des geliebten Gegenstandes. Aber er erhält diesen nicht, oder der Tod raubt ihm den kurzen Besitz, oder Sättigung und Überdruß untergraben langsam den Bau dieses Glückes. Also wird ein andrer aufgeführt — denn das ist alles, was er aus dieser Erfahrung gelernt, daß er in der Wahl des Objektes fehlgegriffen. Es ist Geldbesitz oder Ehre und Auszeichnung, auf das er jetzt hinsteuert. Siehe, er erfährt dasselbe, entweder Mißlingen oder im Besitze keine Befriedigung. So treibt er sich im Eitlen umher, bis er's zur Verzweiflung an allem Glück gebracht hat. Alles ist eitel! — Ist das die rechte Nutzanwendung dieser Erfahrung? so schlecht hat er die deutlichsten Winke verstanden?

Ein andres Exempel: Es erfährt einer Unangenehmes, Widriges von andern. Was zieht er daraus für eine Lehre? Daß die Menschen ein heilloses Volk seien. Aber daß eigne grobe Fehler an solchem Betragen anderer schuld sein könnten, Hochmut, Ungeschliffenheit, bos-

hafter Witz, Gleichgiltigkeit und Kälte — diese Nutzanwendung bleibt aus, so oft auch und so deutlich darauf hingewiesen wird.

Oder es mißlingt dir etwas, worauf du dir Rechnung gemacht. Wer ist schuld? Jedesmal die Parteilichkeit der Menschen oder ihre Blindheit gegen deine Vorzüge oder die Verleumdung, deren schuldloses Opfer du geworden. Also wieder Menschenhaß und Bitterkeit — die Moral aus der Fabel. Aber daß du in dich greifst und nachsuchst, ob du etwas finden mögest, das andre schon lang entdeckt haben, und das den Schlüssel zu der Erscheinung geben könnte — nein, das fällt dir nicht ein.

Und so könnte ich die Beispiele vervielfältigen. Unverstand und dünkelhafte Selbstliebe, Verkennung der höhern Bedeutung des Lebens, Unbekanntschaft mit dem Wesen der Prüfungen — siehe, das bringt dich um die Frucht aus einer so harten Schule, die gerade die wohlthätigste für dich sein könnte. Solche dumme Schüler besuchen das Gymnasium des Lebens! Sie haben auf Rede, Lehre, Warnung nicht gehört, sie haben sogar aus der Strafe und Züchtigung nichts gelernt: wie ist ihnen sonst noch beizukommen? Etwa durch Liebe und unverdiente Wohlthat — daß sie Gottes Güte zur Buße leite? — Aber durch die werden sie erst recht übermütig.

Menschenwert.

Welchen Wert hat ein Menschendasein? — Es fragt sich: Wem gegenüber? vor welchem Taxator?

Die Natur scheint es nicht hoch anzuschlagen; es gilt ihr die Existenz eines Individuums, was dem Krösus ein Heller gilt. Hunderttausende von blühenden Leben rafft ein Krieg, eine Pest hinweg, und bald ist das Defizit ersetzt. Auch auf Genie und Tugend nimmt sie keine Rücksicht bezüglich der Lebensdauer; es ist, als ob ihr einer so viel als der andere, und überhaupt keiner etwas wert wäre.

Wollen wir das Glück personifizieren, so scheint sich dies nicht nur indifferent gegen ein würdiges Dasein zu verhalten, sondern sogar mehr auf der Seite des unwürdigen und gemeinen zu stehen.

So müssen denn wir selbst die Taxatoren dieses Gutes sein. Aber wie schlecht verstehen wir uns auf dies Geschäft! Ich will nichts sagen von der Unbilligkeit, womit wir fremde Existenzen beurteilen; unsre eigne gilt uns heute unendlich viel und vielleicht schon morgen keinen Pfifferling. Anders taxiert der Beglückte, anders der Arme, Niedrige, Verlassene, anders der Junge, der Betagte. Selbst die Zeiten machen hier großen Unterschied.

Was ist denn nun die Wahrheit, und was ist denn des Lebens absoluter Wert?

Den Maßstab müssen Ideen geben. Wenn wir nicht so tief ins Gemeine versunken sind, daß uns das Wahre, das Schöne, das Gute, das Heilige leere Worte dünken, wenn wir im Gegenteile Göttliches und Ewiges in ihnen erkennen und das Maß aller Dinge: so brauchen wir nur zu fragen, in welchem Verhältnisse unser Leben zu diesen Mächten steht, um zu wissen, wie viel es wert ist. Ist dein Leben ein wohlgeordnetes und geregeltes, ein Mikrokosmus? Ist es ein nützliches, wohlthätiges, zweckförderndes? Ist es ein auf Höheres gerichtetes, in dem sich göttliche Klarheit spiegelt? Hier ist eine Skala gegeben, die bis zum Himmel reicht. Ein Stoff ist das Leben, weich und bildsam, aus dem alles geformt werden kann und jedes, Karikatur und Gewöhnlichkeit und — aber auch Divinität. — Aber wie steht's mit der Anerkennung? Ist die bei dem Strebenden, im Bildungsprozesse Begriffenen selbst? Lobt der sein eignes, unvollendetes Werk? Oder bei andern, die so scharfsichtig sind im Auffinden fremder Mängel und so blöde beim Anschauen fremder Tugenden, so vornehm gleichgiltig, auch wo sie einräumen und zugeben? Aber ist denn das Edle und Vortreffliche überhaupt anerkennungsbedürftig? Muß denn gerade ein unbedingter Lobredner zur Seite stehen? Ist nicht ein Leben im warmen Elemente der Ideen ein seliges in sich selbst?

Wenn große Herren Gallerien von schönen Bildern haben, glaubst du nicht, daß der höchste Herr auch eine besitzt, und was für eine? Nicht von toten, sondern von

lebenden Bildern, d. h. von den Trefflichen aller Zeiten, aller Zonen, aller Zungen, deren Leben, weil es Ideen in eigentümlicher Form ausgeprägt und rein zu klarer Erscheinung gebracht hat, der Vergänglichkeit, dem irdischen Nebel entrückt, wie Berenikens Haar am Firmamente glänzt. Oder meinst du, die ideale Welt existiere nur in der Phantasie, im seligen Traume? Nein, gerade sie ist die wahrhaft reale, und was wir gemeiniglich so nennen, ist trüber Niederschlag und trauriger Schein, von dessen Nichtigkeit dich jedes Blatt der Geschichte, jeder Rundgang auf einem Kirchhofe vollständig überzeugen kann.

Nebukadnezar erblickte in seinem Feuerofen neben den drei Frommen eine vierte Gestalt, anzuschauen wie die eines Göttersohnes. So wandelt im Feuerofen der alles verzehrenden Zeit, dem gewöhnlichen Auge unsichtbar, ein mächtiger Geist, der edle und vortreffliche Seelen vor der Flamme bewahrt und mit Triumph und Glorie herausführt, wenn die Schergen und Übelthäter zu Asche verbrannt sind.

* * *

Alles kommt darauf an, daß man von sich selbst eine große Vorstellung gewinne und festhalte. Das Höchste und Beste ist in mir, nur muß es wie Gold von den Schlacken gereinigt und aus dem Formlosen herausgestaltet werden, und das gelingt dem rastlosen Streben. Der menschliche Geist ist dem göttlichen mehr als bloß ähnlich;

er ist aus diesem geboren und bestimmt zur freien, seligen Rückkehr in denselben.

Ein erhebender Gedanke — aber wie schwer ist's, ihn in sich lebendig zu erhalten! Was wirkt nicht deprimierend auf das Gemüt! Die ganze Not des Lebens und die ganze Bagatelle desselben. „Heute sah ich einen Unsterblichen Schuhe putzen", sagte ein Atheist spottend an der Tafel des berüchtigten Dubois.

Aber noch mehr, selbst Studium und Wissenschaft können zerstörend auf die Vorstellung von der Divinität des menschlichen Geistes wirken.

Mehr aber als Not und Bagatell des Daseins stimmt die Macht der Affekte das Bewußtsein herab, wenn das Fleisch dem Geiste Niederlagen beigebracht hat, wenn oft schon die Versuche, es zu bekämpfen, mißlungen sind, die Hoffnung auf den Sieg aufgegeben ist. Dann wird die Ehre, die man im Wahren nicht behaupten gekonnt, in den Schein hinausgestellt, in die Äußerlichkeit und zuletzt in die Ironie, die mit sich selbst und allem Wesenhaften sich durch Spott abfinden will. Dann ist aber auch die Gemeinheit fertig und vollendet, und es macht keinen Unterschied, ob dies die Gemeinheit des Unwissenden und Ungebildeten ist oder die geputzte des Geistreichen und Vielwissers, außer daß sie am letzteren noch grauenvoller hervortritt. Denn wenn der Geist seine Waffen, Wissenschaft und Kenntnisse, gegen sich selbst, zur Zerstörung seiner Dignität, gebraucht — so erscheint solches Treiben als Wahnsinn und Verrücktheit, und ist auch in der That nichts anderes.

Dergleichen Personagen gibt es aber heutzutage mehr als je.

Was es ferner noch dem Bewußtsein so schwer macht, sich auf der rechten Höhe zu behaupten, das ist der Anblick der allgemeinen Versunkenheit. Die Übel, welche auf die menschliche Gesellschaft drücken, politische sowohl als soziale, sind vielleicht nicht schwerer, als sie sonst auch waren; aber sie sind weit tiefer als sonst ins Bewußtsein getreten, und Versuche und Anstrengungen, sich von ihnen frei zu machen, sind vergebens gewesen, so zwar, daß selbst die Hoffnung zum Besserwerden aufgegeben ist. Nun herrscht ein Gefühl von Hilflosigkeit und Ohnmacht gegenüber einer eisernen Notwendigkeit. So kommen sich die Menschen verächtlich vor, besonders in Deutschland. Denn das Bewußtsein von der Größe, Macht und Würde der Nationalität und des Staates hebt und trägt auch jedes individuelle, wie im Gegenteile letzteres sinkt, wenn jenes auf einer tiefen Skala steht.*)

Am tiefsten aber drückt religiöser Unglaube das Selbstgefühl. Wenn ich mich auf dem Ozean der Zeit für eine Wasserblase halte, die ebenso schnell, als sie aufgetaucht ist, spurlos wieder verschwindet; für ein Blatt am Baume des Lebens, das der Frost des Todes erstarren macht, und das, kaum verwelkt, eine unbekannte Zeugungskraft sofort durch tausend neue ersetzt, mit einem Worte für ein substanz- und wesenloses Atom im ungeheuern

*) 1853 geschrieben.

All: dann freilich bin ich ein Thor, wenn ich mir irgend einen wahren Wert beilege, alles ist Schein, Erscheinung und hohl und leer im Innern.

Was also richtet den Geist empor und erhält ihn über dem Abgrund?

Unbefleckte Sittlichkeit, die sich in einem geordneten, regelmäßigen Leben, in beständiger Wirksamkeit für große, allgemeine Zwecke bethätigt. Mache, daß du Gehalt in dein Innerstes legest, geistig-sittlichen Gehalt, so kannst du dich nimmermehr gering achten.

Christentum! Die ganze heilige Lehre enthält die Anerkennung des Menschenwertes von Seiten Gottes. „Ihr seid teuer erkauft, darum so preiset Gott an Leib und Seele!" Es gibt keinen kräftigeren Schutz gegen Selbstgeringschätzung als das Evangelium. Am Leben des Erlösers, an seinen Lehren und Thaten wird sich das gedrückte Bewußtsein jedesmal wieder ausdehnen und erweitern, es geht eine Kraft von ihnen aus, die die Welt und das eigene trotzige und verzagte Herz überwindet. Darum so halte fest am Gotteswort, es ist dein Schutz auf Erden.

Enthusiasten.

In der Bildergallerie der Menschheit gibt es allerlei Originale im Schönen und Häßlichen, oder auch im Ungewöhnlichen und Auffallenden. Unter diese gehören die Enthusiasten, die schwärmerisch für etwas

Begeisterten, z. B. für eine Kunst und in diesem Gebiete wieder für einen bestimmten Meister, oder für eine Liebhaberei, für Freunde und Geliebte; für Wissenschaft nicht leicht, weil diese nicht auf Gemüt und Phantasie wirkt und somit wohl Freunde und Verehrer, aber nicht leidenschaftliche Anhänger findet; für Religion selten, wohl aber für bestimmte Dogmen und Formeln.

Alles Große in der Welt ist durch Begeisterte geworden, d. i. durch solche, in denen Ideen Platz gegriffen hatten, und darum verdient diese Menschenklasse Aufmerksamkeit, sie können energisch wirken fürs Gute und fürs Verkehrte. Aber geprüft müssen sie werden, ob diese ihre Flamme Strohfeuer ist, das schnell auflodert, schnell in Asche sinkt, oder ob nachhaltige Glut; ob Besonnenheit in der Wahl der Mittel dabei ist, oder stürmisch blindes Zufahren. Gefährlich ist's, sich ihnen zu überlassen, besonders den religiösen und politischen Eiferern. Letztere meide; denn Religion ist mild wärmendes und erhellendes Licht, nicht verzehrende Feuersbrunst; und Vaterlandsliebe, Freiheitsgefühl ist fern von Revolutionswut.

Edel.

Gut sind viele Menschen, aber edel nur sehr wenige. Was ist der Unterschied? Nach der gewöhnlichen Sprache des Umgangs ist gut der Gutmütige, Weichmütige, der Gefühl hat für fremdes Leid; der Ge-

lassene, Friedliche, Verträgliche, der andre nicht verletzt; besonders auch der Mitteilende, Gebende und Gönnende. Das alles ist löblich; aber leicht mischt sich die Vorstellung von einer gewissen Schwäche und Passivität ein, die zum Widerstand und Angriff keine Kraft hat. Auch verträgt sich mit diesem Begriff eine gewisse Gemeinheit: oder wer hätte sich je den „Vetter Michel" böse gedacht?

Wer ist denn aber edel? Der ist's, dessen Sittlichkeit nicht bequeme Gewohnheit und Phlegma, sondern erbaut ist auf einer großartigen Weltanschauung und den aus solcher hervorgehenden Grundsätzen. Der Energische ist's, der rüstige Kämpfer für Recht und Wahrheit, der so der Aufopferung und Entsagung fähig ist.

Die Verwandtschaft des Wortes mit Adel zeigt, daß hier von keiner gemeinen Denkungsart die Rede sei. Edle Gesinnung ist vorzugsweise Geschenk wahrer Bildung. Da jedoch der Besitz der Tugend keiner Menschenklasse ausschließend eignet, so können edle Naturen auch bei der ungebildeten Klasse zum Vorschein kommen, als Ausnahmen und Seltenheiten, während man von den Gebildeten das Edle zu fordern berechtigt ist. Vermißt man es bei diesen in vielen Fällen, so ist das ein Zeichen, daß ihre Bildung keine echte und wahre, keine vollständige und durchgreifende ist.

Selbstbeherrschung ist Grundlage des Edlen. Wird einer gereizt durch Kränkung und Beleidigung — der gemeine Mensch braust wütend auf, der Edle hält an sich. Gereizt durch die Aussicht auf Profit — der Gemein-

denkende greift zu. Ebenso, wenn der Reiz von der Lust ausgeht — der Edle verschmäht und kehrt den Rücken.

Liebe.

Ein großes Kapitel ist das von der Liebe, und es gibt schwerlich ein andres, das öfter und in größerer Mannigfaltigkeit besprochen worden wäre. Keiner darf darin unbewandert sein, und es ist bedenklich, die Sache erst durch die Praxis kennen zu lernen; viele haben schon schweres Lehrgeld bezahlt.

Wie entsteht Liebe? Zwei Bedingungen treten ein. Erstlich muß Zuneigung zum andern entstehen, sei es, daß uns der ganze Mensch oder eine einzelne wesentliche Eigenschaft desselben gefällt.

Im Mechanischen und Organischen stößt Gleiches das Gleiche ab. Ist es im Psychischen und Geistigen ebenso? Nein! hier gilt das „Gleich und Gleich gesellt sich gern.“ Denn dafür, daß nicht etwa der eine Doppelgänger des andern ist, hat die Natur mehr als hinlänglich gesorgt.

Dann aber muß der andre gegen diese Zuneigung nicht gleichgiltig sein. In Romanen kommen so oft die Quellen unerwiderter Neigung vor, natürlich nicht der unerwiderten Neigung des Mannes gegen den Mann — hier tritt der Stolz des Selbstgefühles ein, der bei solcher Wahrnehmung sich verletzt zurückzieht — sondern des

Mannes gegen das Weib, wo die Nichterwiderung der Zärtlichkeit oft erst den Funken zur Flamme anbläst.

Im andren Falle aber faßt einer, gerührt durch die Liebe des ihm an und für sich Gleichgiltigen, Gegenliebe, und hier tritt der merkwürdige Umstand ein, daß Liebe Gegenstand der Liebe wird. Du liebst die Liebe selbst, deren Gegenstand du bist: Liebe um Liebe. Die Selbstheit der Subjekte hebt sich auf, einer lebt im andern.

Die Natur macht hier einen wesentlichen Unterschied durch das Geschlecht; Geschlechtsliebe ist von Eltern-, Kindes-, Freundes- und Geschwisterliebe wesentlich verschieden. In das Psychische tritt ein sinnliches Element ein, dessen sich der unverdorbene, unschuldige Jüngling gar nicht bewußt wird. Dieses Eintreten verstärkt die Liebe gerade so, wie ein Affekt zur Leidenschaft wird, wenn ein zweiter sich mit ihm verbindet. Der Mensch ist ein Ganzes, das Geistige und das Sinnliche sind wie zwei Pole desselben Magnets, keiner hat sich des andern zu schämen, ihre Wechselwirkung macht ja das Leben.

* * *

Nach Verschiedenheit der Temperamente greift die Liebe bald schnell und blitzähnlich Platz, bald erstarkt sie allmählich. Aber bis es zur festen Verbindung kommt, vergeht oft lange Zeit; auch der Leidenschaftliche besinnt sich, ehe der Würfel fällt. Hier wäre freilich allerlei zu berücksichtigen und zu prüfen — wenn nicht der magische Kreis, den die Liebe zieht, die Kritik ausschlösse. Liebe ist

blind und macht blind. Doch wenn ihr Gegenstand selbst in seinem Zauberlichte unerkennbar ist, so kann doch die Umgebung ins Auge gefaßt werden. Also zuvörderst der Sinn und Geist des Hauses, dem die Geliebte angehört. Herrscht hier Einfachheit, Ordnung, gegenseitige Liebe der Familienglieder, Frömmigkeit und Religiosität ohne Muckerei? Oder Weltlust, Zerstreuungs- und Vergnügungssucht, Ostentation, Medisance?

Besonders sei die Mutter Gegenstand der Beobachtung, wo es auf bleibende Verbindung abgesehen ist, weil ihr bildender oder verbildender Einfluß auf die Tochter der wichtigste ist. — Man könnte fragen, ob denn nicht auch aus einem nicht sehr geordneten Hause ein ordnungsliebendes, aus einem weltlustigen ein gottliebendes Mädchen hervorgehen könne? Ich will das nicht in Abrede stellen, es sind mir selbst solche Beispiele bekannt — aber es sind Ausnahmen von der Regel, daß die Tochter die Farbe des Hauses trägt.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß die Menschen so sehr geneigt sind, für sich auf Exzeptionen von Gesetz und Regel zu rechnen. Diese sollen für alle andern gelten, sie selbst aber wollen neben durchwischen; ihnen soll gelingen, was andren mißglückt, sie sollen ungestraft bleiben, wo andre hart büßen. Es ist das eine der gewöhnlichsten, aber auch eine der größten Thorheiten, und von ihr sich frei zu machen, ist Anfang der Lebensweisheit.

Noch eins wäre zu beachten: ob in der Familie nicht ein erbliches Übel von Generation zu Generation sich fortzieht. Gefährlich ist's, da hineinzuheiraten.

Kurz, es ist kein Lebensverhältnis, zu dessen Anknüpfung größere Vorsicht nötig wäre, und keines, das leichtsinniger eingegangen wird. Der unglücklichen Ehen aber gibt es sehr viele, und kaum gibt es hier einen Mittelzustand, sondern es muß geradezu behauptet werden, der Ehestand, der nicht in gegenseitiger Achtung, in innigem Wohlwollen geführt wird, ist ein unglücklicher.

Doch die meisten Störungen des guten Einverständnisses entspringen aus Fehlern, die im Hausstande selbst gemacht werden. Es kommt oft vor, daß die Ehegatten, welche jedes für sich genommen, unbescholtene und achtungswerte Personen sind, gleichwohl sich schlecht miteinander vertragen und sich gegenseitig die Existenz verbittern. Und daran sind nicht grobe Untugenden schuld, sondern eingewurzelte, täglich sich wiederholende Unarten und schlimme Gewohnheiten. Welche? — Nur gleich das Schmollen und Nachtragen eines Verdrusses, der Spott, den der Mann bei jeder Gelegenheit anbringt, die Hitze und Zornmütigkeit, mit der er auch bei Kleinigkeiten auffährt, das Neinsagen, das besonders manchen Weibern so habituell ist, daß der Mann bei jeder Proposition sicher auf Refüse rechnen kann, das Eingreifen des Mannes in Geschäfte und Besorgungen, die offenbar zum Ressort der Frau gehören. — Doch es ist gerade, als ob manche Naturen den häuslichen Frieden nicht vertragen könnten, als ob sie in Neckereien, Zank und Streit eine Art Vergnügen fänden, einen Reiz, wie vom Schnupftabak. — Immerhin nach Belieben — wenn nur nicht die Kinder-

erziehung unter solchen Verhältnissen litte. Wo bleibt denn der Respekt vor solchen widerwärtigen und ungezogenen Eltern?

* * *

Die Liebe hat ihre wechselnden Phasen, sie kann abnehmen bis zum letzten Viertel, ja bis zu Abneigung und Haß; sie kann aber auch — ich will nicht sagen zunehmen; denn Jugendliebe ist keiner weitern Steigerung fähig, — aber sich verklären in Achtung und Wertschätzung verbunden mit herzlicher Zuneigung.

Aber macht denn nicht jahrelanger, unausgesetzter Umgang, daß man sich alltäglich wird, und wird man nicht gleichgiltig gegen das Alltägliche? Ja, gegen das wertlose Alltägliche, aber nie gegen frische Lebensluft, gegen Sonnenschein, gegen tägliches Brot; und so auch nie gegen Tugend, die man täglich wirksam sieht, nie gegen sittliche Grazie, nie gegen teilnehmende Liebe. Dazu kommt im Ehestande so vieles, was durch frischen Reiz den Funken, der unter der Asche der Sorgen und Geschäfte und selbst der langen Gewohnheit unsichtbar werden will, wieder anhaucht. Dazu rechne ich vor allem die Kinder, deren Liebenswürdigkeit, so lange sie klein sind, deren Gedeihen, wenn sie heranwachsen, die Herzen der Eltern mit neuen Banden an einander fesselt; dazu die treue, aufopfernde Pflege in Krankheiten, die Teilnahme an freudigen und traurigen Familien-Ereignissen.

Ein Abklärungsprozeß ist das Leben, eine

Vergeistigung, eine Sammlung, ein Übergang zu innerer Ruhe; und diese Verwandlung erfährt auch seine Liebe.

Aber wie wäre eine Ausscheidung des Edleren vom Gemeinen, des Pathologischen vom Geistigen denkbar, wenn der ganze Kerl Sinnlichkeit, Affekt, Leidenschaft, Gemeinheit ist? Kann man auch Spreu von Spreu ausscheiden? — Bei solchen Naturen bleibt von der alten Liebe am Ende, wenn es noch ganz erträglich gegangen ist, nichts mehr übrig, als höchstens das Gefühl, das zwei Tiere haben, die lang in demselben Stalle bei einander gelebt; sie haben keine gegenseitige Neigung, aber sie können gleichwohl einander nicht missen. Das ist eben der Fluch der Gemeinheit, daß sie immer stumpfer und tierähnlicher wird.

* * *

In Beziehung auf Lebensglückseligkeit ist die Periode der ersten Jugendliebe, die Erwiderung gefunden, unstreitig die schönste; denn viel vereinigt sich, sie dazu zu machen, was später nie wieder sich zusammenfindet. Das Ideale wird zur Wirklichkeit, das Selbstgefühl wird in dem Bewußtsein, die Liebe eines „solchen" Weibes gewonnen zu haben, aufs höchste gesteigert, die Hoffnung blickt ins Morgenrot des heitersten Tages, das Streben hat seinen Preis — und welchen Preis — gefunden, vorher nie geahnte Tiefen haben sich dem Gemüte, der innersten Empfindung erschlossen, Psyche ist im Besitze solchen Fundes reicher und mächtiger geworden — wie dem Wanderer über

waldigen Höhen eine unendliche Fernsicht in die reizendste Gegend sich öffnet und trunken sein Blick von einer Partie auf die andre schweift, so liegt dem Liebenden das Leben bis in seine fernsten Höhen vor Augen, wo die Zeit mit der Ewigkeit sanft verschwimmt.

Poesie dringt wie ein Strom mit aller Macht in die bisherige Prosa des innern Lebens ein: Kein Wunder, wenn alle Dichter dies Arkadien besungen und seiner flüchtigen Seligkeit ewigen Ausdruck gegeben haben.

Seiner flüchtigen Seligkeit sage ich. Denn so natürlich der Wunsch ist „o daß sie ewig grünen bliebe," so liegt doch gerade in dieser flüchtigen Vergänglichkeit selbst der meiste Zauber, und mitten im Gefühle der Wonne drängt es den Geist, über diesen Zustand hinauszukommen. Aber wenn das nun eintritt, wenn der Strom der Empfindung in sein ruhiges Bett zurückgegangen ist: was bleibt dann noch geborgen und gerettet aus der Vergangenheit und Vergänglichkeit? Oder war alles nur Traum und Schaum?

Edlere Seelen, tiefere Gemüter werden, denke ich, auch später in der sorgenvollen Hausfrau und spät noch in der welkenden Matrone die Geliebte der Jugend erkennen; die Weihe unschuldiger, rein bewahrter Liebe ist eine ewige, und von dem Strahlenkranze, in dem die Jungfrau dem entzückten Jüngling erschienen, bleibt noch bis zum Ende der schmale aber goldene Reif der Aureole um das Haupt der würdigen Gattin.

Lob.

Das Lob ist die süßeste Musik, die man hören kann. Es ist eine Art von Prämie für irgendwelche Auszeichnung, eine Hebung des Selbstgefühls, die dem vielleicht durch Sorge und Verdrießlichkeit oder durch Kleinmut Gedrückten wie Arznei kommt, es ist Ermutigung zum „vorwärts!"

Aber nur für den Eitlen ist jedes Lob ohne Unterschied erfreulich, für den Denkenden und Ernsten ist das Lob aus dem Munde Ehrenwerter, und nur dieses, von Wert; jedes andre erkennt er nicht an, wenn er es auch in manchen Fällen als Ausdruck freundlicher Gesinnung mit Freundlichkeit hinnimmt.

Aber die Wirkungen des Lobes sind doppelter Art, besonders auf die Jugend. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß manche Jünglinge durch dasselbe angeeifert worden sind zum lebendigsten Streben, andre dagegen völlig ruiniert, weil ein gewaltiger Hochmut dadurch entzündet worden, der ihnen weismachte, sie wären schon, was sie erst werden sollten. Wieder andre, an denen einzelne unwesentliche Talente gelobt wurden, haben sich mit allem Eifer auf die Kultur derselben verlegt und das ihnen Nächstliegende und Notwendige vernachlässigt. Woher diese Verschiedenheit der Wirkung? Zum Teil erklärt sie sich aus der Art, in welcher das Lob gegeben wird, ob bedingt, beschränkt, bloß anerkennend und aufmunternd, oder unmäßig und übertrieben; aber die Hauptsache liegt doch in der Individualität des Empfängers.

Ich möchte daher dem künftigen Lehrer große Behutsamkeit in Anwendung eines Mittels raten, das unter Umständen bald als stärkende Arznei, bald aber auch als Gift wirken kann.

Zuvor aber ist diese Vorsicht auf uns selbst anzuwenden, daß wir uns durch diesen Wein nicht berauschen lassen. Ich wünsche, daß du, mein Sohn, künftig gelobt werden mögest, und zwar über wesentliche Vorzüge, von Ehrenwerten; aber eben so sehr wünsche ich, daß du auch Tadel und Vorwurf erfahrest, wo du solchen brauchst. Wenn ich meine eigne Lebenserfahrung rekapituliere, so hat mir nichts empfindlicher geschadet, als der Umstand, daß ich nicht genug und nicht zur rechten Zeit getadelt worden bin.

Selbstfreundschaft.

Tausendmal ist der Wert der Freundschaft gepriesen worden, und gewiß mit Recht. Aber die den Menschen am nächsten liegende Freundschaft, zu der es keines Suchens und zufälligen Findens bedarf und deren Erwerb kein accessorisches Gut ist, sondern ein zur Glückseligkeit absolut erforderliches, von der ist selten die Rede. Ich meine die Freundschaft oder Befreundung eines jeden mit sich selbst.

Man könnte sagen, die sei ja dem Menschen so natürlich, daß es überflüssig scheine, sie erst empfehlen zu wollen. Ja vielmehr müsse vor der Selbstfreundschaft

nachdrücklich gewarnt werden. — Aber so unterscheide doch! Freundschaft mit sich selbst ist nicht Selbstgefälligkeit, nicht Eitelkeit, noch Hochmut, sondern die Freude, die jeder an sich selbst haben soll, die Selbstliebe, welche die Frucht innerer Harmonie ist — und zugleich tieferer Selbsterkenntnis. Eitel sind viele, selbstsüchtig die meisten, aber mit sich selbst zufrieden und befreundet nur die Edelsten. Ein Wurm nagt oft im Innern dessen, der sich hoch auszubieten liebt. Ja, auch bessere Seelen drückt und quält oft ein Gefühl ihrer Unbedeutendheit, Nichtigkeit und Mangelhaftigkeit, sie sagen im stillen zu sich selbst: was bist du doch für ein elend und jämmerliches Ding, wie gar nichts ist dein Wesen und Leben.

Darum, zur Selbstbefreundung gehört vor allem eine hohe Vorstellung von dem, was des Menschen innerster Kern und seine Bestimmung ist. Davon war in diesen Blättern schon oft an verschiedenen Orten die Rede.

Aber weiter: zu jeder Freundschaft gehört häufiger und vertrauter Umgang und Verkehr. Also, willst du dir Freund werden, so pflege auch Umgang mit dir selbst. Weder beständige Zerstreuung in der Außenwelt, noch unaufhörliches Arbeiten und Studieren! Sondern dazwischen manche stille Stunde, Sabbathruhe, wo man in sich selbst einkehrt und fragt: Nachbar, wie steht's mit dir? Steht alles gut?

Damit aber die Gedanken nicht flattern und schweifen, ist besonders förderlich, wenn sie durch die Schrift

entwickelt und festgehalten werden. Mark Aurel's „Selbstbetrachtungen" — wie nachahmungswürdig sind diese! Doch dürfen sie nicht, wie oft Tagebücher, selbstquälerische Grübeleien und Selbstanklagen und Jeremiaden sein, sondern sie müssen das Göttliche und Ewige der Seele, das Bleibende in ihrem Verhältnisse behandeln.

Zeitgeiz.

Der Geiz ist die Mutter aller Tugenden und Vorzüge und Beweis einer großen geistigen Kraft, nämlich der Geiz nicht mit dem Gelde, sondern mit der Zeit. Diese ist auch ein Kapital, und ein solches, das die sorgfältigste Bewahrung verdient. Zeit, Kraft, Gelegenheit, siehe da die Pfunde, mit denen gewuchert werden soll. Reich ist, wer sie hat; denn Tausende haben zum Lernen Gelegenheit, aber beschränkte geistige Kraft, oder diese wohl, jene aber nicht, oder es fehlt ihnen die Muße, das zu thun, was sie fördern könnte. Sei mir also sparsam, ja geizig mit der edlen Jugendzeit!

Es gibt so oft Nebenstunden, die zwischen zwei andere, mit Geschäft und Arbeit ausgefüllte, in die Mitte fallen. Einzeln genommen erscheinen sie unbedeutend, aber im ganzen betragen sie viel. Füllst du diese nicht mit einer festbestimmten, regelmäßig vorzunehmenden Beschäftigung aus, so gehen sie verloren.

Es gibt im Schulleben oft Ferien, lange Ferien.

Ich erschrecke, wenn ich oft junge Studierende sehe, die sich den Wahn gebildet haben, diese seien zur Erholung bestimmt, zu einem „süßen Nichtsthun", einem müßigen Herumschlendern. Damit geht ein Drittel der ohnehin so kurzen Universitätszeit verloren, und schlaff, verwöhnt, aus allem Takt gebracht, gehen dann die Faullenzer wieder ans Werk. Erholung in den Ferien? was ist das? Fleißige Arbeit wird vorausgesetzt; denn man erholt sich nicht vom Müßiggang. Sie besteht dann nicht im türkischen Nichtsthun, sondern in der Freiheit der Behandlung seiner Studien, etwa in Veränderung und Abwechslung derselben, im Lesen wichtiger Bücher — wobei freilich keineswegs jede wirkliche Unterbrechung der Arbeit durch Naturgenuß und Bewegung oder durch Gesellschaft ausgeschlossen ist.

Aber das wochenlange Herumschlingeln junger Studenten ist greuelhaft. Durch Arbeit wird die Lust zur Arbeit erhöht, die Unterbrechungen dürfen nur kurz sein: ist denn nicht der Schlaf selbst schon eine von der Natur vergönnte lange Pause, auch wenn er auf sein gebührendes Maß beschränkt wird?

Willst du wissen, was du als junger und alter Mensch wert bist? so frage dich selbst, wie gern und wie viel du arbeitest. Aber vergleiche dich hiebei ja nicht mit den Trägen oder Halbfleißigen, sondern mit den Arbeitsamsten. Sonst könnte einer gar noch seine Saumseligkeit für etwas Hinreichendes halten.

Auch das habe ich wohl anderwärts schon gesagt,

aber ich bin meines Handwerkes ein Lehrer, und ein solcher weiß wohl, wie oft man dasselbe sagen muß.

Sprungweise.

Die Menschen haben meist die seltsame Neigung, in das Entfernte hinüberzugreifen und das Nahe und Nächste zu übersehen: So in den Studien.

Da ist einer, der griechisch lernen will. Gleich ist er hinter Sophokles und Pindar — aber seine Grammatik mag er nicht studieren. Dort ist ein strebsamer junger Theologe. Der liest alle neuen dogmatischen Werke, aber sich mit der Bibel recht vertraut zu machen, die er doch täglich braucht, das unterläßt er.

Und mit den Hoffnungen ist es ebenso wie mit den Bestrebungen: immer wird diesen ein entferntes Ziel gesteckt.

Woher dies? Die Deutung ist nicht schwer: weil man, seinem Stolze zu schmeicheln, sich gern mit Fortschritten täuschen mag, die man — nicht gemacht hat. Der wahre Fortschritt ist eine Continuität, in der keine Lücke sein darf, kein Sprung. Was man übersprungen zu haben wähnt, schiebt sich immer und immer wieder in die Front und neckt und höhnt den Siegträumenden so lange, bis er schimpfliche Flucht oder mißliche Umkehr einschlägt.

Der Wanderer zum Tempel der Wissenschaft ist kein auf der Eisenbahn fahrender, sondern wie einer, der etwas suchend seinen Weg geht, also langsam, bedächtig, bei

jedem Schritte umherschauend und auch das Kleinste aufsammelnd, was er brauchen kann. O, es werden dir noch viele vorkommen, bei denen du bald gewahr wirst, daß sie ihren Weg sprungweise gemacht haben. Man nennt sie die Oberflächlichen, die Seichten, und wenn sie ein solches unzusammenhängendes und grundloses Wissen ausstellen, die Windmacher und Charlatane.

Merke dir das: Die via regia, die Königsstraße zur Wissenschaft ist keine gepflasterte Prachtstraße, sondern ein dorniger, unscheinbarer Pfad.

Die eigene Haut.

Feuerbachs, des Präsidenten, Leben und Wirken, von seinem Sohne herausgegeben, habe ich eben gelesen. Viel ist daraus zu lernen — besonders, wie elend ein Mensch auch bei den glänzendsten Talenten ohne innern Halt und Kern wird. Der biblische Spruch: es ist aber ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde — wird aus dieser Biographie in seiner ganzen Kraft und Wahrheit erkannt. Wo große Fähigkeiten ohne Religiosität und Demut vorhanden sind, da breitet sich ein Egoismus in der Seele aus, der die ganze Welt bloß um sich rotieren sieht, eine Empfindlichkeit und Reizbarkeit, die sich ewig angegriffen, geneckt, verkannt, verfolgt wähnt, eine Unseligkeit, die aus dem Elemente des Hasses und Streites unaufhörlich neue Nahrung schöpft, ein Wankelmut, eine Launen-

haftigkeit, die jeden Augenblick die Meinung ändert, alles von sich abstößt, ihre Ansprüche auf Anerkennung und Liebe immer selbst vereitelt, durch jedes widrige Geschick zu Boden geschmettert wird und in ohnmächtiger Erbitterung sich vergebens aufzuraffen sucht. Kurz, es ist ein Blick in die Hölle, d. h. ins Reich der Dämonen, die in grausamer Ironie gerade das Beste, wie Genie und die schönsten Lebensverhältnisse, zu Folterinstrumenten umschmieden.

Aus der eigenen Haut herausfahren, das ist die Aufgabe. Aber wohin? Mit der Thätigkeit in den Kreis des Berufes, der Wissenschaft; mit der Liebe ins Reich des Menschlichen, wo es zu erfreuen, zu nützen und zu helfen gilt; mit stiller Andacht zu Gott, bei dem allein Friede und Ruhe wohnt. Das Ich ist ein finsterer Despot, wenn es nicht einen großen Läuterungsprozeß durchgemacht hat und wiedergeboren ist durch Wasser und Geist. Demut und Selbstverleugnung — wie köstlich sind diese Tugenden und wie schwer sind sie zu erringen in einem Leben, das voll ist von wetteifernden Bestrebungen, von Täuschungen und Gaukelbildern, von Irrwegen zur Rechten und Linken. Der Kleinste im Reiche Gottes, wie viel höher steht er doch als der Größte im Reiche der Welt!

O Feuerbach — ein braver, gottesfürchtiger Bauer, der früh seinen Morgensegen betet, dann frisch an sein Tagewerk geht, Ordnung in seinem Hause hält und gute Kinderzucht, sich vertrauensvoll auf eine höhere Leitung ins Ungemach des Lebens fügt, am Sonntag neue Stär-

kung seines Glaubens in der Kirche sucht, wie viel mehr ist er wert als du mit deinem Genie und deiner — Zerrissenheit!

Stichwörter.

Jede Zeit hat ihre eignen Schlagwörter, mit denen sie Lob oder Verwerfung ausdrückt. Man muß ihren Wert und ihre Geltung kennen, um sich von ihnen nicht an der Nase führen zu lassen.

„Bildung“! Damit wird ein Inbegriff von Vollkommenheiten bezeichnet; wer die besitzt, kann das Christentum ganz, die Moralität halb entbehren. Und was ist sie? welches sind ihre Requisiten? Man muß sich schämen, es zu sagen.

„Praktisch“, „nicht praktisch“! Auch damit wird viel Unfug getrieben; man dolmetscht es als das, wozu wenig Vernunft und Besinnung gehört, weil bloße Routine ausreicht.

In den Tagen der Väter war „Aufklärung“ ein beliebtes Wort, und welche Stichwörter in revolutionären Zeiten geherrscht haben und vermutlich auch künftig noch das Regiment führen werden, weiß jeder, sowie auch die entsetzliche Ironie, der sie verfallen sind.

Was folgt aus dieser Reflexion? Daß man nicht der Narr des Wortes sein soll. Prüfe den Gehalt der tonangebenden Wörter, aber nicht bloß diesen — denn manche

sind wirklich keine tauben Nüsse — sondern auch die Mittel und Schranken ihrer Anwendung und welche andere Elemente ihnen beigemischt werden, welche Grundlagen ihnen gegeben werden müssen. Du selbst aber nimm für dich und dein Leben die Bestimmungswörter aus den erprobten und bewährten der alten Zeit.

Goethe.

„Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn"

so mag man mit seinen eigenen Worten von Goethe sagen. Unermeßlich ist sein Einfluß auf die Denkweise und Entwicklung der deutschen Nation. Ihm war das Höchste, was der Mensch anzustreben habe, Bildung, Humanität, d. i. Ausarbeitung der Anlagen, Konsolidierung des Charakters, Erweiterung und Berichtigung der Lebensanschauung, und die Poesie die würdigste Form, in der er den Reichtum und die Tiefe seiner Gedanken zum Ausdruck bringen konnte. Es ist ihm dabei nicht um Spiel der Phantasie und Empfindung zu thun, obwohl auch dies seine Regenbogenfarben glänzen läßt, sondern um Auslegung der alle Existenz und alle Bewegung befassenden Idee in der Form des Schönen. Und nicht bloß seine Poesie, auch seine Prosa ist lichter, leichter, blühender Ausdruck seiner Gedanken. So ist er der dritte große Reformator der deutschen Sprache geworden nach Luther und Lessing und hat

alle ihre Stärke und Zartheit, ihre Innigkeit und Anmut an den Tag gebracht.

Gleichwohl darf uns die Bewunderung einer so außerordentlichen Natur nicht verblenden gegen manche Bedenklichkeit. Goethe hat auf das, was er Bildung nennt, offenbar einen viel zu hohen Wert gelegt. Wäre sie wirklich das Höchste allen menschlichen Strebens, warum sollten denn nur so äußerst wenige durch ihre Fähigkeiten und Lebensverhältnisse dazu berufen sein, sich dieselbe anzueignen? Das höchste Gut muß allgemeiner Art sein. Aber Goethe hat die Massen gering geschätzt und an den Schicksalen seines Volkes keinen Anteil genommen. Er, der sonst so fein aus allem Realen das Ideal herauszufühlen verstand, war unfähig, aus der großen Realität, der er selbst angehörte, den edlen Kern herauszuschälen und sein eignes Volk zu achten und zu lieben. Kein Ruf der Ermunterung in dessen schweren Zeiten, kein Jubel begeisternder Freude bei seiner Errettung ist aus seinem liederreichen Munde ertönt. Man hätte glauben mögen, er wohne auf einem fernen Fixsterne.

Wir fragen weiter: was hat Goethe für das Christentum gewirkt? War er Verehrer der ehrungswürdigsten Religion und als ein so geistvoller Mann Würdiger des hohen Geistes, der in ihr weht?

Hat er begriffen, daß das Heil der Menschheit, daß alle Hoffnung der Zukunft auf dieser Gottessäule ruht? Er, der so viel Licht in seinem Lichte zu einigen verstand, warum vermochte er nicht die Strahlen der Welt in einem

heiligliebevollen Wesen zu sammeln und in Christus den Abglanz seiner Herrlichkeit zu erkennen?

Oder war das Schuld seiner Zeit, die noch im vollen Gärungsprozesse der geistigen Freiheit und des religiösen Glaubens befangen war? Aber mußte sich der Mann, der sonst überall seinen eignen Weg einschlug, dieser Strömung überlassen und konnte er nicht das Haupt über den Strudel der Meinungen erheben? Seine Muse war eine weltliche, Dante's tiefer Blick ins Innere des geistlichen und göttlichen Lebens war ihm versagt, und nie hat er sein herrliches Talent zur Ehre Gottes und Christi gebraucht.

Die Reformation hatte zu seiner Zeit, verflacht vom Rationalismus und erschüttert durch die Angriffe der Philosophie, bei vielen der Gebildeten ihre frühere Kraft verloren. Sie wieder in ihre Rechte einzusetzen und Luthers großes Werk fortzubauen, wäre die Aufgabe eines großen Geistes gewesen, und die Macht der Dichtung hätte mehr gewirkt als jede Polemik und Demonstration. Aber wie erschien sie Goethen? Der größte deutsche Mann, der hohe Luther, war in seinen Augen ein Revolutionär, dessen wildes Ungestüm den Fortschritt unterbrochen, den ruhige Aufklärung wohl von selbst machen konnte. Somit stellte er sich den Humanisten zur Seite, die zu Zeiten der Reformation als unthätige Zuschauer das Elend des Volkes mit keinem Finger berührt haben.

Aber wenn ihm Christentum und Reformation von keinem besondern Wert waren, hat er doch vielleicht die

Sittlichkeit seiner Nation gehoben? Wahrlich, sie bedurfte es damals mehr als früher. Erschlaffung durch Sinnlichkeit und falsche Sentimentalität war allgemein, und das Große eines sittlich kräftigen Charakters war aus dem öffentlichen Leben verschwunden. Hat Goethe diesem auch ihm sichtbaren Verfall entgegengewirkt? Leider nicht. Vielmehr hat er dieser laxen, verweichlichten, unmoralischen Denkungsart durch seine Dichtung Vorschub geleistet und mit der Sünde, besonders den fleischlichen Vergehen, die Sache sehr leicht genommen. Ja, manche seiner Schriften sind geradezu unmoralisch und von reinen Seelen der männlichen und weiblichen Jugend sorgfältig fern zu halten. Ja, man darf wohl fragen: besaß er selbst den edlen Mannessinn eines Klopstock und Gellert? Er hat eine Geliebte nach der andern verlassen und zuletzt mit einer Vulpius unehelich zusammengelebt, nichtachtend die öffentliche Sitte und Ehrenhaftigkeit des rechtschaffenen Bürgers.

So haben denn seine Schriften bei allen ihren anerkannten Vorzügen ohne Patriotismus, ohne Christentum, ohne wesentliche Moral erschlaffend auf die Zeit gewirkt, und noch dauert dieser Einfluß fort.

Plato hat aus seinem vollkommenen Staate die Dichter mit wenigen Ausnahmen beseitigt und selbst den Homer nicht zugelassen: wenn er wieder käme, was würde er zu Goethe sagen?

Wie schleifen wir denn nun unser Urteil ab?

Goethe war ein Dichtergeist vom ersten Rang, und

nur einige sind in der gesamten Geschichte der poetischen Literatur ihm ebenbürtig. Es können viele Jahrhunderte verfließen, bis wieder Genius, Natur und Schicksal sich so vereinigen, daß ein neuer Solcher möglich wird. Dazu gehörte eine gänzliche Erneuerung des Zeitgeistes, eine heilsame Revolution der Sinnesart, der Sitten, der Zustände.

Zu beklagen ist, daß ein solcher Geist nicht in einer bessern Ära erscheinen gekonnt. So war er freilich ein Phänomen in der Weltgeschichte, aber ein Licht, das mehr blendet als leuchtet. Geist, Empfindung, Grazie, Idealität im reichsten Maße — aber kein Mann steht hinter seiner Schrift, und eben der ist's, dem der Edle volle, ungeteilte, unbedingte Achtung zollet.

Wollen wir denn seine unübertreffliche Kunst bewundern, aber seine Meinungen und Grundsätze uns nur mit sorgfältigster Auswahl aneignen!

Das Weimarer Kunstleben.

Merkwürdig — in einer Zeit, wo ein furchtbares Wetter am westlichen Himmel mit Donner und Blitz über Deutschland heraufzog und es mit Verderben bedrohte, wo bange viele tausend Herzen vor der nahen Zukunft bebten, da gerade hatte sich in Weimar ein Kreis von Redekünstlern gebildet, der in seine Ansichten und Bestrebungen wie in einen Zauberkreis die gebildeten Klassen, besonders

der Jugend- und Frauenwelt mächtig hineinzog. Und was haben diese Genien auf ihrem Webstuhle ausgearbeitet? Kriegslieder wie Tyrtäus? Bußpsalmen wie David? Finstere Weissagungen wie die Propheten? Mahnungen und Warnungen an Fürsten und Völker? Nichts von dem allen. Den griechischen Geist haben sie aus den Hallen der Vergangenheit heraufbeschworen, aber nicht den des Äschylos und seiner marathonischen Männer. Eine Welt der Schönheit sollte auftauchen, wo feine, ästhetische Bildung das Losungswort wäre, wo kunstvolle Dichtungen für würdige Thaten, kritische Journale für Förderung des Menschenwohles, Lob des poetischen Talentes für Tugendpreis gelten sollte. Eine Nebelwelt haben sie aufsteigen lassen, wo Ästhetik die Moral, wo Theater die Kanzel ersetzen, wo that-, mark-, kraftlose Figuranten für Ideale der Menschenwürde gelten sollten, wo aller Ernst des Lebens, alle die großen Interessen der Gegenwart mit Goldpapier verkleistert und Zuckerstückchen in jenen ernsten Momenten aufgesetzt wurden, wo eine gesunde Poesie nichts als das arma virumque — Waffen! Männner!! hätte ertönen lassen sollen. Ein schrecklicher Beweis, daß Nationalsinn Vaterlandsliebe, Stolz auf den deutschen Namen, Gemeingeist in den gebildeten Klassen bis auf Stumpf und Stiel ausgetilgt waren.

„Auf, ihr Gothen, und sättigt euern Zorn!“ ruft Byron einem Deutschen nach, der sich auf der römischen Arena niederstoßen lassen mußte. Auf, ihr Deutschen! so rief Deutschlands Genius über das gesunkene, schwächlich ge-

wordene Volk des alten Arminius, und es erhob sich und zerstreute in Pulverdampf die giftigen Dünste. Da sah Deutschland nach langer Zeit wieder einmal Männer. Da erhob sich flammend wieder die Begeisterung aus ihrem Aschenhügel.

* * *

Aber dagegen läßt sich eine andere Stimme vernehmen, der solcher Vorwurf barbarisch und unerträglich dünkt. Sie spricht also: Unabhängig von den Schicksalen der Völker baut der Geist der Humanität, der seinen würdigsten Ausdruck in der Poesie findet, seine Walhalla in die Räume der Zukunft fort. Wollte er eine Periode des Friedens und Wohlbehagens abwarten, wo ihn der Jubel glücklicher Völker ruft, so könnte er's nicht zum Erscheinen bringen, weil Jammer und Entwürdigung von Generation zu Generation gehen. Er hat seinen eignen Frühling, seinen Sommer und Herbst, der selten mit dem der Völker in eine Jahreszeit fällt. Er bezeichnet den Geist der Zeiten und überliefert sein Bild der Nachwelt, aber er richtet nicht und stößt nicht in die Wehposaune. Die Erdennot überläßt er wehmütig sich selbst, taucht aber seinen ätherischen Flügel nicht in ihren Schlamm, sondern flüchtet in eine ideale Welt, zu deren Seligkeit er die armen Gedrückten emporhebt. Und so ist er nicht Ausreißer, sondern Retter und Erbarmer. Das könnte er aber nicht sein, wenn er Mitarbeiter werden sollte. O lasset doch wenigstens ein Luftloch offen, durch das Sonne und Mond

auf eure Kerkerwand hereinleuchten kann; thuet das euch selbst zuliebe!

Ihr sprecht von National-Ehre: habe ich sie befleckt? Vielmehr sichere ich ihr einen Lorbeer, dessen ewiges Grün das Aschgrau der alten Mauern mit Frühlingsfarbe und Frühlingsleben überkleidet. Die Nachwelt, dankbarer als ihr, wird in spätern Jahrhunderten sagen: „Wir haben viel Schmähliches, aber auch viel Ruhmvolles gesehen — blicket hin, noch glänzen am poetischen Himmel unsre Sterne, so strahlend wie die großen griechischen: auch wir haben einen Homer und Sophokles! Und wenn noch mehr als bisher verloren gehen sollte, doch bleibt unvergänglich unsere herrliche Sprache, in Ton und Klang, in Fülle und Biegsamkeit, in Bau und Struktur, in Kraft und Anmut ein Wunder unter den Sprachen der Völker: sagt, wem dankt sie diese Würde, diese Reize? — Ja, greift nach dem Schwert, wenn euch ein Feind bedroht, aber wenn ihr in bessern Zeiten Raum für zartere Empfindungen habt, greift dann nach der Leier und danket denen, die eure Empfindungen angeregt, belebt und beseelt haben. Wohl seid ihr Söhne des Vaterlandes — an das erinnert euch täglich euer Beruf; aber ihr habt auch noch eine ältere und höhere Heimat, und an die gemahnen euch die großen Dichter. Darum für immer Weimar, für immer Goethe! und wollt ihr sie ungern als deutsche Landsleute begrüßen, nun so grüßet sie doch als die, welche das edle Mädchen aus der Fremde euch zugeführt haben."

* * *

In dieser Weise ließe sich noch weiter eine Apologie der Angeklagten ausführen. Wer hat nun recht — der Staatsanwalt Deutschlands oder der Defensor? Oder kann das Recht halbiert und jedem seine Portion davon zuerkannt werden? Sind die Dichter schuld, daß die Nation so geworden ist, wie sie damals war, oder ist's diese, daß jene so gesungen haben? Oder ist das die Geschichte von dem Blinden und Lahmen, die beide vor dem Richter am Obstdiebstahl unschuldig sein wollten? Wohl sündigen die Völker, aber weit schwerer wird an ihnen gesündigt, und meist schwimmt der grüne Schlamm über dem Teiche, während unten das frische Wasser rauscht: ein Sturm, und dies taucht auf.

Aber es ist ein großartiges Thema, das von Schuld und Anklage, von Verantwortung und Gericht: überlasset das Urteil, wie dort Nathan, einem Künftigen über tausend Jahre. Die spätern Zeiten werden noch genug über die unsrigen zu kritisieren, aber mehr noch vor ihrer eignen Thür zu fegen haben. Die Väter wünschen alle, daß ihre Söhne besser werden mögen, und wenn sie es erleben, so sind sie froh, wenn diese nur nicht schlechter geworden sind. Haben es unsre Nachkommen einmal soweit gebracht, daß ihre Meistersänger geistreich ohne freigeisterisch, zart und lieblich ohne liederlich, sittlich kräftig ohne trivial und altweibermäßig, auch wohl ideal, aber ohne romantischen Aberwitz so singen, daß der gesunde Kern der Nation sich in ihrem Liede erkennt: dann mögen sie den Stein gegen unser Jahrhundert aufheben. Aber sie werden es nicht

thun, weil sie in solchem Rückblick so viel zu denken, zu lernen, ja auch zu bewundern finden, daß ihnen das Richten und Verdammen als eine Thorheit erscheinen muß, die man den Geistesunmündigen überlassen mag.

Verlegenheiten.

Ein schlimmes Kapitel im Leben ist das der Verlegenheiten, der Zustände, wo Rat teuer, und die nötige Hilfe nicht zu finden ist. Sie sind klein und groß, verschuldet und unverschuldet, also vermeidlich und unvermeidlich, und jedes Leben wird von ihnen heimgesucht, wie man es auch immer anfangen mag. Sie können einen hohen Grad erreichen und zur Verzweiflung führen.

Wie und wodurch entstehen sie? Durch Mangel, konstanten oder momentanen, durch Unentschlossenheit, durch Unsicherheit, die bald in unsern Verhältnissen zu andern, bald in den Maßregeln, die wir über uns selbst treffen, eintreten kann. Immer ist Verlegenheit eine Ratlosigkeit, eine Enge, in die man geraten.

Was thun, wenn man in Verlegenheit ist? — Je nun, es wäre besser zu fragen, wie man verhindern kann, daß man nicht in solche verfällt. Dagegen schützt das wachsam- und nüchtern sein, das edle *σωφρονειν*. Aber wenn man nun, vielleicht trotz aller Besonnenheit, gleichwohl in der Enge ist? — Ich weiß nur diese allgemeinen Regeln:

Handle nicht rasch und unüberlegt; es thut solches selten gut. Besinne dich!

Bedenke, daß vier Augen mehr sehen als zwei, und verschmähe nicht hochmütig die Hilfe anderer. Hier am meisten zeigt sich der Wert der Freundschaft und besonders derer, die der Jüngere mit Älteren und Erfahrneren angeknüpft. Ich werde dich noch auf einem besonderen Blatte hinweisen auf die Notwendigkeit, daß der Jüngling sich an den gereiften Mann anschließe. Hier zeigt sich eine der wichtigsten Früchte solcher Verbindung. Der andre sieht gewiß richtiger als du das Verhältnis, schon deswegen, weil er selbst nicht in dasselbe unmittelbar verflochten ist. Gibt er aber, der Einsichtigere, dir Rat, so befolge ihn auch! Viele suchen überall Rat und thun am Ende doch immer nur, was eigner Einfall an die Hand gibt.

Aber wenn die Verlegenheit Folge eines bösen Streiches ist, so gesteht man sie ja nicht gern einem andern! Freilich nicht — und doch muß es oft sein. Viele schon sind unglücklich geworden fürs ganze Leben, weil sie ein körperliches Übel dem Arzte nicht anvertrauen wollten. Die Beschämung muß in solchen und ähnlichen Fällen als Teil der Strafe hingenommen werden.

Wie groß aber auch immer die Verlegenheit sei, hilf dir nur in keinem Falle je durch ein unsittliches Mittel! Das Übel, in welches du durch solcherlei Hilfe geraten würdest, ist immer und jedesmal weit schlimmer als das, aus dem du dich zu retten suchtest. Schaden an Ehre

und Gewissen ist unheilbar — lieber stecken bleiben, als solchen sich zuziehen!

Und warum kommen denn überhaupt Verlegenheiten im menschlichen Leben vor? Weil in dieser Schule Probeaufgaben nicht erspart werden können. Ihre Lösung gibt dem Besonnenen Stoff zum Denken, dem Praktiker Gewandtheit, dem Furchtsamen Selbstvertrauen, dem Frommen Glaubensstärkung. „Schlaff ist die Tugend ohne Gegnerschaft."

Verdacht.

Es gibt kleinliche Seelen, schwächliche und reizbare Gemüter, die immer voll Verdacht und Argwohn sind. „Der ist mir nicht gut — und jener ist falsch — und das kommt offenbar von dem N. her, der einmal gegen mich einen Tuck hat auslaufen lassen" u. s. w. Dergleichen Menschen sind unerträglich — andern und sich selbst. — Ohne allen Verdacht kann man freilich nicht leben, weil allerdings manches Unangenehme, das uns widerfährt, mancher Schaden und Verlust, der uns betrifft, offenbar von andern herrührt, die wir nicht gleich immer als Urheber desselben kennen. Dann geschieht's, daß man hin- und herrät und Verdacht wirft auf ein bestimmtes Individuum.

Hier merke dir eine Regel: Mißtraue deinem eignen Mißtrauen. Die Wahrscheinlichkeit, daß dieser

oder jener es gewesen, der — mag noch so groß sein in deinen Augen: hüte dich wohl, sie für mehr als Wahrscheinlichkeit, für volle Gewißheit zu nehmen. Sonst kannst du die schlimmsten Mißgriffe machen, die zu bittrer Reue führen. Traust du einem nicht, so sei auf der Hut, aber zeihe ihn nicht der That und laß ihm deinen Argwohn gar nicht merken: möglich, daß er sich bald als irrig erweist.

Rücksichten.

Ein merkwürdiges Kapitel im praktischen Leben hat die Überschrift Rücksichten. Hier geht der gerade Weg der Pflicht, und das ist zu thun — aber indem du ihn gehen willst, treten Bedenklichkeiten ein, die aus Erwägung der möglichen Folgen entstehen und Deklinationen anraten. Man könnte sie in zwei Klassen einteilen, in solche, die fremdes, und solche, die eignes Interesse hervoruft. Am häufigsten kommen diese Rücksichten in amtlichen und dienstlichen Verhältnissen, besonders in dem des Vorstehers zu Untergebenen vor, dann überhaupt im Verkehr mit andern. Sie empfehlen Milde, Schonung, Nachsicht da, wo eigentlich Strenge eintreten sollte, sie raten zu halben Maßregeln, zu Palliativ-Kuren, zu Zögerungen. Human will man erscheinen, liebenswürdig, nicht verletzen, nicht Scharten machen. — Oft ist eine Kollision der Pflichten dabei im Spiele, zwei ziehen gleich stark nach entgegengesetzten

Richtungen: welche soll recht behalten? Oder wie, soll man nicht rechts und nicht links und nicht rückwärts schauen, sondern nur immer gerade vor sich hin, also rücksichtslos der strengen Pflicht Genüge thun?

Wie machen es denn die Vielen? So nicht. Und wie nennt man die Rücksichtslosen, streng Gerechten? — Harte, unbarmherzige, schroffe Naturen heißt man sie, die man vielleicht achten, aber nicht lieben kann.

Was ist zu thun? Lassen sich allgemeine Verhaltungsregeln da aufstellen, wo jeder einzelne Fall seine Eigentümlichkeiten hat? Da, wo die Individualität des Handelnden mit allen ihren Besonderheiten ins Spiel kommt? Da, wo die Erfahrung selbst lehren muß, wie weit man der Erfahrung zu trauen habe?

So viel ist richtig, der faulen Flecke wären nicht so unzählige in allen Einrichtungen und Verhältnissen, wenn weniger Rücksichten stattfänden. Und ebenso wahr ist es, daß Schonung gegen den einen in vielen Fällen Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit gegen andre ist, Versündigung an der Sache, die der Einzelne fördern soll, Hemmung des Zwecks, Lähmung.

Wie hat es Cato gemacht, den die Stoa als das vollkommenste Tugendmuster zur Nachahmung aufgestellt hat? Plutarch bezeichnet ihn als einen in dienstlichen Verhältnissen völlig rücksichtslosen Charakter. Wo bliebe auch sonst seine Größe?

Eines möchte ich dir raten: Wenn du ja solltest Vorsteher werden, Dirigent und Chef über irgend ein

Institut — mache es wie Cato, sonst kannst du sicher darauf rechnen, daß dein Institut, dein Kollegium ein mittelmäßiges oder schlechtes wird. Fort mit dem, der nichts taugt.

Zum Glücke sind freilich hundert andre Fälle, wo von Rücksichten die Rede ist, nicht so fatal, so auf die Probe stellend. Viele sind natürlich in den Gesetzen der Billigkeit selbst begründet, sich aufdrängend: mag ihnen denn Rechnung getragen werden quatenus.

Aber wenn der eigne Nutzen oder Schaden beteiligt ist? wenn es heißt: „so sollte ich's freilich machen, aber das könnte für mich diese und jene Folgen haben! ich mache mir diesen zum Feind, oder auch ich mache ihn mir so verfahrend verbindlich? kann ich in meinem Verhältnisse darüber hinwegsehen?“ Oder: „das wird man mir sonst übeldeuten, man wird's für persönliche Rache halten, was doch bloße Handlung der Pflicht ist!“ — Thue recht und scheue niemand. Willst du allein keine Feinde haben? Weißt du nicht, daß gerade die Tüchtigsten die meisten haben?

Endlich acriter in re, suaviter in modo — auch da, wo durchgegriffen werden muß, erlaubt immer noch die Humanität manche Milderung.

Ohne alle Rücksichten kann keiner leben, Gott selbst nimmt Rücksicht auf die Schwachheit der Kreaturen. Und was ist Klugheit anders als Rücksichtnahme?

Aber die Rücksichtsübervollen sind nie die Pflichtgetreuen.

Moral.

Wer ist die Moral, ich meine die praktische? Nicht eine geistreiche Frau, die Toilette macht, pikanten Witz versendet, sich in Paradoxien gefällt, etwa gar Dialektik treibt; sondern eine kluge Hausmutter, ohne Reize und Putz, die das Haushalten tüchtig zusammenhält, viele bewährte Sprichwörter im Munde führt, in Küche und Keller, in Schränke und Behälter hineinschaut und nichts ungerügt läßt, was ungeziemend ist. Da siehe, wie sie früh die Kinder weckt, zur Reinlichkeit anhält, dann zum Gebet; wie sie ihre Aufgaben kontrolliert, das Gesinde überwacht und bei diesem Geschäft wohl auch manchen Verweis, manchen Klaps austeilt. Nichts entgeht ihrer Aufmerksamkeit, alles ist am rechten Orte, alles geschieht zur rechten Zeit.

Gerade so ist die praktische Moral. Sie schaut in alle Winkel und Schubladen des Gemütes, in alle Appartements der Obliegenheiten und Verhältnisse, immer anweisend, ordnend, zusammenhaltend, voll von Gemeinplätzen, die sie unaufhörlich wiederholt, damit sie hübsch gemerkt werden, ja hinter dem Spiegel guckt sogar die Rute hervor.

Oder ist nicht der Mensch ein ewiges Kind und zwar ein ziemlich ungezogenes, an dem, wie man zu sagen pflegt, kein Schlag verloren ist als der danebenfällt? Gestehet und leugnet nicht!

Doch auch solche lieben die Mutter, weil sie bei allem Eigensinn wohl wissen, daß sie es gut meint.

Wo ist denn diese Moralmutter? zeige sie mir! — Siehe hier deinen Katechismus, deine Bibel: Jugendunterricht, Gedächtnis, Gewissen sind ihre Interpreten.

Der Sophist.

Das Geschlecht der alten Sophisten, mit denen sich Sokrates so viel herumgekämpft hat, ist noch nicht ausgestorben, glaube das ja nicht. Noch leben sie und üben ihre schlimme Kunst, aus schwarz weiß zu machen. Fragst du wo? Ei, schaue nur in den Spiegel, gleich guckt einer heraus, der dir vollkommen ähnlich ist. Ich will dir sagen, was er treibt:

Du hast mit Jemandem einen Verdruß gehabt, und das Unrecht ist auf deiner Seite. Er aber demonstriert dir haarscharf, daß dein Gegner ein ganz unverbesserlicher Kerl ist, und daß du unschuldig und engelrein bist.

Oder du hast einen dummen Streich gemacht. Wieder zeigt er dir mit zartem Erbarmen, daß das eine Kleinigkeit war, ein nichtsbedeutendes Versehen, und daß man großes Unrecht hatte, aus einer Fliege einen Elephanten zu machen.

Oder du willst etwas thun, das unmoralisch ist, aber Lust oder Gewinn verspricht. Hier sitzt der Sophist so recht auf seinem Katheder und beweist dir, daß es eine

höhere Moral gibt als die der alten Weiber, daß die Klugheit eben darin bestehe, daß man zur rechten Zeit Ausnahmen von der Regel zu machen wisse, daß die verdrießlichen Folgen leicht vermieden werden können — kurz, hier ist er unerschöpflich beredt, überzeugend, ein rechter Anwalt des Teufels.

Aber er ist auch wie seine alten Namensvettern in Hellas hochmütig und dünkt sich besser als die andern, und da er sich mit dir zu identifizieren strebt, so flößt er dir denselben Spiritus ein. Am schlechtesten gelingt ihm jedoch die Apologie seiner selbst, wenn er dich einmal recht in den Sumpf hineingeführt hat, und du entrüstet, enttäuscht ihn zur Rede setzest. Bußfertig alsdann wie Meister Reineke in der Fabel macht er ein Armsündergesicht und beichtet und verspricht Besserung und hält sein Gelöbnis wie jener.

Siehe, das ist der Sophist, der sich dir zum Begleiter auf der Lebensreise anbietet und aufdrängt, wenn du Thor genug bist, die schlechte, die gefährliche, die grundverderbliche Begleitung anzunehmen. Aber auch abgewiesen schleicht er dir auf dem Fuße nach und geht dir wenigstens streckenweise zur Seite; denn er ist schamlos wie ein Hund.

Die Tiefen.

Wenn ein Kind auf einem Kahn über die ruhige Fläche eines Sees fährt, ahnet es nicht, wie unergründlich

unter ihm die Tiefe sei und wie das ganze Schauspiel ein andres werde, wenn der Sturm die Wassermasse durchwühlt. Diesem Kinde gleichen die Menschen in ihrer Fahrt auf dem Strome der Zeit; sie gewahren die Tiefen des Lebens nicht. Der Tag bringt seine Pflichten, Obliegenheiten, Geschäfte, wohl auch Erholungen, die Unterschiede sind nicht bedeutend, der Lauf der Tage ist ein gleichförmiger. Alles geht natürlich und regelmäßig zu. Selbst das Außergewöhnliche, Tod, Schicksale, Zufall wird durch häufige Wiederholung ein Gewöhnliches — „nichts anstaunen!“

Aber es gibt unter der großen Menge der sorglos oder doch um ganz andre Dinge besorgt Dahinlebenden auch ahnungsvolle Gemüter, denen nicht alles geheuer vorkommt und die dem ganzen Handel nicht recht trauen. Sie sagen wie Ovid „cur aliquid vidi?“ und ihnen scheint das Feste nicht fest zu stehen, das Unbedenkliche kommt ihnen bedenklich vor, die Sache, das Ding nur als Zeichen, Hülle und Symbol, das Gewöhnliche wunderbar. — Ja, auch die Unbefangenen werden manchmal in überraschender Weise stutzig gemacht durch den Eintritt von etwas Seltsamem; sie blicken in Tiefen hinab, an denen sie bisher vorübergegangen, ohne sie zu gewahren.

Welche sind das und wie beschaffen? und bei welcher Veranlassung werden sie sichtbar? — Hierüber kurze Andeutungen:

Fürs erste könnte ich freilich vorausschicken, daß dem philosophisch Gebildeten die Existenz dieser Rätsel nicht

unbekannt sein kann. Er findet sie in den Tiefen des Geistes und der Natur, auf welche ihn die Wissenschaft aufmerksam gemacht.

Und dennoch ist es ein andres, solches gehört und gelesen, oder selbst unmittelbar erfahren zu haben. Dort ist noch Zweifel, hier ist Gewißheit; dort streift es unsre Oberfläche, hier dringt es ins Innere ein.

Der Strom, auf dem unser Nachen fährt, ist die Zeit; eine Succession einzelner Momente. Die Vergangenheit rückt in die Gegenwart ein durch die Erinnerung. Wie, nur durch diese? Und die Zukunft durch Schluß, Vermutung, Erwartung — und sonst in keiner andern Weise? — Die drei Schritte der Zeit treten auch wohl zusammen in eins, und dies Eine ist ein Zeitloses. Ich spreche hier von Ahnungen, die nicht selten eine Anticipation der Zukunft sind in so wirklicher Weise, daß man das Futurum als Präsens sieht und hört und weiß, und zwar mit vollkommner Gewißheit. Mir selbst ist das begegnet. Die Zeit hat ihre Lücken, durch die man in die Ewigkeit hinabblickt.

Doch es bedarf gar nicht einmal des Hinweises auf seltene und außerordentliche Erscheinungen: eine denkende Betrachtung mancher nicht eben seltener Vorkommnisse kann stutzig machen. Die Schicksale der Familien bieten viel Merkwürdiges und Unerklärliches dar. So ist es nicht gar selten, daß ein blödsinniges oder wahnwitziges Kind in einem Hause ist; das gesunde und hoffnungsvolle andre Kind stirbt, während das Kind des Schreckens und Ent-

setzens fort und fortlebt. Ist das Zufall? — Oder in einem Hause herrscht Zucht und Frömmigkeit, die Kinder geraten wohl; aber eines ist unter ihnen, an dem alle Zucht und Vermahnung verloren ist, ein ungeratener Sohn, der das Haus mit Jammer und Schande überhäuft. Was ist das? — Der Prädestinationsstreit der Arminianer und Gomaristen ist vergessen: wie? hätten letztere doch recht? gibt es wirklich eine Prädestination, oder ragen hier Folgen früherer Sünden, die vor dem Eintritt in dies Dasein begangen worden, ins jetzige Leben hinein? — Ja, selbst das Allergewöhnlichste, der Tod liebenswürdiger Kinder — wie verstehst du den? Anfang ohne Fortsetzung, Unerklärlichkeit des Zweckes, der einer so schnell abgerissenen Existenz zu Grunde liegen könnte. Das elende Los so vieler Rechtschaffener hat man in allerlei Weise zu erklären gesucht; schon Seneca hat darüber geschrieben — und gleichwohl genügen die Deutungen nicht vollständig: es ist noch etwas darin, das unsrer Interpretation unzugänglich ist. Oder haben Qualen auch und Höllenmartern eine bessernde Kraft? und gibt es dafür einen eigentlichen Ersatz? Ist nicht in der Ordnung der Dinge etwas Ungöttliches oder Antigöttliches, Dämonisches, das Krieg führt mit allem Schönen, Wahren und Guten, Krieg auf Leben und Tod? Verstehst du das Buch der Geschichte, oder schreibt sie nicht lauter Rätsel? Anfänge zum Vernünftigen und Guten auf allen Seiten, dann Vernichtung desselben; erneuerte Anfänge, und wieder das alte Zurücksinken; vielversprechende Rettungsversuche und Reformen, und siehe,

mit dem guten Samen geht richtig wieder das giftige Unkraut auf, und bald hat es jenen überwuchert.

So steht der Denkende überall an Abgründen, er versteht den Sinn des Lebens nicht und vergebens versucht er Deutung. Der Glaube gibt diese nicht, er verspricht sie nur für die Zukunft nach dem Tode; die Philosophie hat ihre Schlüssel an diesem Schlosse probiert, aber gerade da, wo sie am tiefsten einzugehen scheint, ist sie auch am trostlosesten. Was anders predigt der Spinozismus und Hegelismus als Resignation auf jeden Trost und Ergebung in eine Notwendigkeit, die mit Bewunderung und Schrecken erfüllt?

So viel ist gewiß, wir sind in der Gewalt der mächtigsten Mächte. Unsinnig wäre es, gegen diese rebellieren zu wollen. Halten wir uns also an sie durch demütige Frömmigkeit und Unterwerfung. Aber nicht durch die des Knechtes, sondern in freier Weise; denn auch die Dienstbarkeit läßt sich begehen mit aufgerichteter Seele und freiem Entschlusse.

Fest.

Es ist eine schöne Sache, fest zu sein. Worin? Nun im Wissen, das zur Führung von Amt und Beruf erforderlich ist. Du hast auf deiner Laufbahn durch die Schulklassen Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie schimpflich es ist, wenn ein Lehrer unsicher, seicht und leicht ist, wie schnell sich das verrät, wie es Geltung und Ansehen raubt;

ja, du hast diese Erfahrung teuer erkauft, weil sie deinem Fortschreiten bedeutend geschadet: so nütze sie dazu, daß du dir vorsetzest, selbst einmal in deinem Amt, welches es auch sein mag, fest, sicher, gründlich zu werden. O über die schlechten Reiter, die keinen Schluß haben, und die der Gaul mit jedem Seitensprung absetzt!

Fest in deinen Überzeugungen. In allen freilich kann man es nicht sein, vieles ist ungewiß; aber in seinen sittlich-religiösen soll man es werden. Man nennt letztere auch den Glauben; es ist ein Jammer, hierin zu schwanken. Du weißt, auf was du getauft bist, so halte daran! Glaube an die Existenz und das Walten Gottes des Vaters, an die durch seinen Sohn gestiftete Erlösung, an die Kraft des heiligen Geistes zur Erlangung des ewigen Lebens. Tausende sind ihm abtrünnig geworden, Tausende zweifeln wenigstens; aber groß ist auch noch die Zahl derer, die als Christen an dieser frohen Überzeugung festhalten und sich der heilsamen Folgen dieser Anhänglichkeit erfreuen. Sei und bleibe einer von diesen!

Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde. Ein Meer von Affekten wogt in uns, sie reißen dich hin und her: werde fest in deinen sittlichen Grundsätzen, wenn du nicht ihr Spielball sein willst. Verächtlich müsse dir Gemeinheit und Laster sein, auch wenn sie mit Glanz überstrahlt sind, und ehrwürdig die Tugend auch in Armut und Niedrigkeit. O, die Schlechtigkeit hat viele schöne Hüllen — nicht bloß Geld und Rang, auch oft Witz, Kenntnisse, Geist und Talent, und diese täuschen und ver-

führen am meisten. Dumm und borniert erscheint neben dem geistreichen Wüstling der schlichte Ehrenmann und als armselige Thorheit der Christenglaube gegen den Schimmer seiner Dialektik; der Jüngling, angewiesen auf den Erwerb des Wissens, angezogen durch die Superiorität des Talentes wird hingerissen zur Meinung, der geistreiche Unglaube sei das Vorrecht der Gebildeten, das Festhalten am Alten die Schmach der Beschränkten. Gerade die Fähigsten leiden an dieser Klippe Schiffbruch. Aber es ist nicht so: in der einfachen Christenlehre ist mehr Gehalt, mehr Kraft und göttlicher Segen als in jenen glänzenden Seifenblasen. Ich habe diesen Durchgang auch gemacht: wie konnte ich als Kind meiner Zeit ihrem mächtigen Strom entgehen? Aber ich habe gelesen, gehört, gedacht, Erfahrungen gemacht — und so bin ich in späteren Tagen wieder zu der Grundlage zurückgekehrt, die das fromme Vaterhaus gelegt hatte, mit der vollen Überzeugung, daß ich diese nie hätte verlassen sollen. — „Beglückendes Verschulden"? Nein — so sehr auch Goethe und seinesgleichen ja sagen mögen. Die Jungfräulichkeit der Seele, die durch keinen Kontakt mit Irrtum, Unglaube und Sünde befleckte, ist unendlich höher, herrlicher und göttlicher als die Rückkehr und Reinigung, die nie, nie häßliche Flecken tilgen kann, die einmal eingebrannt sind. Das Wissen gewinnt freilich durch das Kosten vom Baum der Erkenntnis, aber glaube mir, es gibt hier eine Unwissenheit, die unendlich weiser ist.

Liebhabereien.

Es gibt allerlei Liebhabereien — man nennt sie wohl auch Steckenpferde — die der Mensch neben seinem eigentlichen Handwerk treibt; freilich nicht eben jeder, aber doch manche. Zu diesen gehört die Anlegung von Sammlungen mannigfacher Art, bei der bald spielende Laune, bald ernster Zweck vorherrschen mag. So haben manche Leute Sammlungen von Pfeifenköpfen oder Tabaksdosen, andere von Kupferstichen und Bildern überhaupt, andere von seltenen Münzen, von Ausgaben der Klassiker, oder überhaupt von Büchern eines bestimmten Faches angelegt und sind eifrig bemüht, diese zu mehren. Vielleicht war in einer früheren Periode diese Sammlungslust weiter verbreitet als in der jetzigen, aber immer noch gibt es nicht wenige, die — Geld und Kapitalien zu sammeln bemüht sind.

Wohl verbieten sich dergleichen Anlagen zum guten Teil von selbst dem Unbemittelten, doch gilt auch von diesem das paradoxe Wort Goethes „und was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Hülle und die Fülle." Ja, was man nicht bloß träumt sondern mit Ernst und großer Beharrlichkeit wünschend erstrebt, das kann oft in einem gewissen Grade erlangt werden, auch wenn es im Anfang noch so unwahrscheinlich war. Das gilt ja von dem wichtigsten und wesenhaftesten Sammeln — ich meine von Kenntnissen und Einsichten — warum also nicht auch von dem weniger erheblicher Dinge?

Ich wünsche, daß du auch sammeln mögest und zwar bei guter Zeit anfangend (denn sonst wird nichts in irgendsolcher Art zu stande gebracht) — nämlich gute Bücher und reichhaltige Excerpte. Außer dem Wert, den solcher Besitz in sich hat, ist noch von besondrer Erheblichkeit der Umstand, daß man als Büchersammler mit dem Gelde haushälterisch umgehen und unnötigen Aufwand auf Vergnügen und Entbehrliches möglichst meiden lernt.

Ironie.

Welche Blindheit unter den Menschen! Komisch und zugleich tragisch wirkt sie dann am meisten, wenn einer Mängel und Schwächen am andern rügt, mit denen er selbst besonders behaftet ist. So habe ich oft schlechte Prediger sich lustig machen hören über schlechte Prediger, mittelmäßige Schulmänner spotten über ähnliche Kollegen, am öftesten aber unmoralische Sittencensoren und schlechte Kindererzieher über ihresgleichen.

Was soll man dazu sagen? Ich werde, so oft mir solches vorkommt, jedesmal in bange Zweifel über mich selbst versetzt. Machst du es, denke ich, vielleicht selbst auch nicht besser? Belachst auch du deine eignen Fehler am andern? Bist du etwa (denn auch das ist mir vorgekommen) der Stammler, der stammelnd bedauert, daß der sonst gescheite N. mit der Zunge anstößt?

Bei der Mannigfaltigkeit der Urteile über andre, wer

ist da sicher vor ähnlichen Lächerlichkeiten? Der ist's, der sich wenigstens da, auf dem Punkte, wo er andre zupft, vollkommen gedeckt weiß durch die unzweideutigen Urteile der Bewährtesten — am sichersten aber, wer sich aller Angriffe auf andre gänzlich enthält. Aber eben das ist schwer in einer Welt voll Narren und Narrheit.

Das freilich ist bekannt, daß jeder seine eignen Fehler gerade am wenigsten ertragen mag am Dritten. „Aber gegen mich bin ich nachsichtig", spricht Mänius. Was ist schlimmer, sich zu verzeihen, oder sich gar nicht kennen?

Herr, gib Selbsterkenntnis und Demut! Führe uns aus der Nacht zum Lichte, aus der Ironie zur Wahrheit, aus dem Schein zum Wesen! Und wenn diese Führung eine harte sein müßte, wenn der Strahl der Selbsterkenntnis ein zündender und brennender wäre, verschone uns gleichwohl nicht mit seiner Zusendung.

Das Einzelne.

Voll ist das Leben von Sorgen, Befürchtungen, Verlegenheiten, die in der Gegenwart den ganzen Menschen in Anspruch nehmen und oft bald darauf wieder vergessen sind oder, wenn sie doch wieder ins Gedächtnis kehren, als Bagatelle erscheinen, nicht wert sonderlicher Beachtung. Da wundert man sich und fragt: wie konnte dir auch das und jenes so viel zu schaffen machen?

Aber es ist eben das Leben fortwährende Intension und Remission der Aufmerksamkeit und Sorge, sowie im Physischen das organische Leben in einer fortwährenden Zersetzung und Wiederbildung der menschlichen Organe und Gewebe besteht. Also wäre der nächste Zweck jener flüchtigen Anregungen geistige Lebensbewahrung.

Doch kann man sich, wenn man eine ganze Reihe solcher Zustände überblickt, nicht der Vorstellung erwehren — wie nichtig sind die Dinge dieser Welt! Wie sinkt ins Unbedeutende so viel, was wichtig erschien, ins Lächerliche, was großen Ernstes gewürdigt worden! Wie haben Personen und Verhältnisse sich gedrängt, und wie sind so viele Anfänge ohne Fortsetzung, so viele Vorbereitungen ohne Ausführung geblieben! Das Leben ist wie Traum der Wachenden.

Diese Reflexion hat viel, was trösten kann. Liegt dir etwas hart auf, so denke, wie gleichgiltig es dir bald werden kann, oder wie es ganz dem Gedächtnisse entschwindet. Wieder bei anderem gedenke des

„Dermaleinst wird auch dieses vielleicht zur Erinnerungsfreude"

Nur daß du diese Vorstellung nicht zu weit ausdehnst, als ob alles zusammen chinesisches Schattenspiel wäre. Auch das unbedeutend im einzelnen Erscheinende ist Teil eines großen Ganzen, Faktor deiner gegenwärtigen und künftigen Existenz. Vollends erst in der sittlichen Ordnung der Dinge ist nichts Kleinigkeit, auch wenn's mir in meinem Unverstande so vorkommen sollte; alles ist hier

erheblich, weil die Reihe des einzelnen ein Continuum bildet, in dessen Fortsetzung und endlichem Schlusse nichts Geringeres zum Vorschein kommt als der edle oder der gemeine oder gar der schlechte Mensch selbst.

Fähigkeiten.

Daß unsere wissenschaftlichen Fortschritte mitbedingt sind durch etwas, das wir uns nicht selbst geben können, sondern hinnehmen müssen, wie wir's bekommen haben, weiß jeder. Glücklich, wen die Natur reich ausgestattet ins Leben hinausschickt; ihm wird viel zufallen, auf das der wenig Begabte verzichten muß. — Es kann aber keiner von natürlichen Gaben und Fähigkeiten sprechen, ohne im stillen sich selbst zu fragen, wie die seinigen beschaffen seien. Doch traut hier keiner seinem eignen Urteil — von andern möchte er es gern erfahren, denen glaubt er. Nun, manchmal sagen es die Lehrer den Schülern, besonders in dem Falle, wenn diese gute Köpfe sind; selten wird das den Mittelmäßigen erklärt. Es bleibt also für junge Leute immer das sicherste, aus der Vergleichung mit den Schulgenossen einen Schluß zu machen auf ihre geistige Begabung. Später, in reiferen Jahren, erfährt man wohl beiläufig und zufällig die Meinung der Menschen.

Übrigens, wenn man auch das sichere Bewußtsein hat, daß man nicht talentlos sei, so möchte doch jeder

noch mehr und größeres haben. Dazu kann Rat werden. Ernstliches Studium bessert und erhöht die ganze Kraft, nicht bloß durch die Übung derselben, sondern ex contactu. Die Wissenschaften sind selbst Geist, durch die Sollicitation des subjektiven Geistes wird jener entbunden und geht über; so kommt es, daß die Leute dann sagen: wer hätte das hinter dem gesucht?

Mögen andre größere Gaben besitzen als wir: wir wollen sie nicht beneiden, sie kommen ja in mannigfaltiger Weise auch uns zu gute. Aber vor der heillosen Thorheit hüte dich, zu wähnen, daß du, weil dir etwa das Lernen und Begreifen leicht wird, des Fleißes entbehren könnest. Sonst gewinnen dir die Mittelmäßigen den Vorsprung ab, wenn diese fleißig sind.

O, ich habe nicht selten gesehen, wie die faulen Fähigen — miserable Rollen im Leben gespielt haben!

Stirb und werde!

Ein vortreffliches Wort ist das Goethische

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Was werden soll, wissen alle. Erkenntnis, Licht im Geiste, Entschiedenheit im Charakter, Tüchtigkeit in der Praxis.

Aber was soll sterben? Das Knabenhafte, Lüsterne, das Unsichere und Schwankende samt aller Faulheit und Träumerei.

Neugeboren werden, das ist die Forderung des Christentums an seine Bekenner, und Absterben des alten Menschen; darauf dringt Paulus, dringt Christus selbst im Gespräche mit Nikodemus.

Wie erfolgt das Absterben? Eben dadurch, daß Neues erzeugt wird; mit demselben Akt fällt jedesmal ein Stück Altes fort. Eine neue Einsicht ist der Tod eines alten Irrtums, einer frühern Unwissenheit. Aber nicht aus dem Vergehenden erzeugt sich das Lebendige, der Tod ist nicht Vater des Lebens.

Wo ist die Quelle des neuen Lebens? Im Geiste, und sonst nirgends. Aber nur der Stab Mosis macht ihn hervorsprudeln durch seinen Anschlag. — „So gib mir den wunderthätigen Stab! Den harten Felsen, dessen steinerne Kruste den Quell umschlossen hält, kenne ich wohl; ich selbst bin's." —

Der Stab ist der Glaube. Der allein hat von jeher das Wunder gethan und thut es heute noch in alle Ewigkeit. Suche keinen andern.

Glaube, daß du aus Gott geboren in ihm und durch ihn ein unvergängliches Leben führst. Das Bewußtsein dieses deines höchsten Adels halte in dir lebendig, und du wirst sehen, was es wirkt. Schutz vor der Gemeinheit des Lasters und der Sünde, heiterer Blick in die Zukunft, fester Mut in jedem Geschicke, Energie

zu vernünftigem Thun: das sind die Wunder, die aus diesem Glauben hervorgehen.

* * *

Der trüben Gäste hat die dunkle Erde, ach, wie viele! Aber außer den Leidtragenden und vom Geschick Heimgesuchten, die freilich keine heitern sein können, sind der Trüben noch manche andere. Nenne mir einige:

Die Eingebildeten und Insichverliebten, deren Ansprüche von außen keine Anerkennung finden. Diese gehen umher wie die Hungrigen ohne Nahrung.

Die Mißtrauischen, Leichtverletzbaren, die sich immer angegriffen und verfolgt wähnen. Oft sind dieselben auch die ebengenannten Egoisten; denn das ist's eben, was zu solchem Mißtrauen leitet.

Die das Bewußtsein ihrer Unzulänglichkeit drückt. Freilich nicht gerade alle — manchen hilft Leichtsinn oder sonst etwas — aber die meisten. Das Bewußtsein, sagen wir; das geht vielen, die nicht ausreichen, durch Selbsttäuschung ab. Solche sind doch jedenfalls für andre die trüben Gäste.

Fast alle, die sich, aus welchen Fehlern es herrühre, von andern nicht geliebt wissen, oder aber, die auf freundliche Teilnahme von keiner Seite rechnen dürfen. Und es gibt dergleichen widerwärtige Personagen.

Endlich in einem philosophischen Sinn mag man mit Recht diejenigen trübe Gäste nennen, deren inneres Leben von keinem Strahle höherer Ideen er-

leuchtet wird. Die nichts Größeres kennen als ihre auf Erwerb, Ehre, Genuß gerichteten Zwecke, die nicht über die Sorgen und Geschäfte des Tages hinüberschauen, wie Maulwürfe, die nur schieben und immer fortschieben, ohne zu sehen: das sind die Trüben.

Dagegen die Freunde der Philosophie und die Religiösen, die eine freiere Welt im Lichtraume des Äthers kennen — die sind, wenn vielleicht auch manchmal betrübt, doch nie und nimmer die Trüben.

Zuletzt.

In fine cernitur cujus sit toni. So die Musiker. Man kann sich's aber auch fürs Leben merken; denn es ist ein wahres Wort. Wir machen so oft ein Ende. Hier mit einem Lebensverhältnisse, dort mit dem Aufenthalt in einem Wohnort, ein andermal mit einem Berufe und Amt, und überall heißt es „zuletzt sieht man's". — Was? Wie der Mensch in Wesen und Erscheinung sich gezeigt. Ein leises Bravo derer, die unsere Zuschauer gewesen, bei unserm Abgang von der Scene, siehe, das ist unsers Spieles letzte Frucht.

Und diese ist eine köstliche, wenn der Beifall von den Ehrenwerten gegeben wird.

Ich schreibe diese Worte an dem Tage, wo zwei Lehrer aus meiner Bekanntschaft vom Schauplatze abgetreten sind. Der Name des einen thut nichts zur Sache;

der andre ist der Universitätsprofessor Emil von Schaden. Ach, wie verschieden war ihr Abtreten! Beim einen sagten die Leute, er hätte schon lange abgehen oder lieber gar nicht auf dieser Bühne auftreten sollen. Beim andern fließen die Thränen sogar denen, die nur flüchtig seine Bekanntschaft gemacht.

Das bedenke und strebe, dich überall, sei es bei kurzem oder langem Verweilen, den Menschen achtungs- und liebenswert zu machen. Das erste durch Rechtschaffenheit und treue Pflichterfüllung, das zweite durch — ja durch was denn? Es wird dir nicht gelingen, wenn nicht deine ganze Natur eine reine und fleckenlose, deine ganze Erscheinung eine ungefärbte, anspruchslose gewesen, wenn nicht teilnehmende Liebe in deinem Herzen gewohnt, auf deiner Miene sich ausgedrückt, in deiner Rede sich geoffenbart hat.

Wohl ist es wahr, es verhallt in kurzem beides, das Zischen und das Klatschen, Lob und Tadel der Abgetretenen. Aber unser Leben hat einen unsichtbaren Zeugen, der in sein Buch schreibt, was er von uns und über uns vernommen.

Atmosphäre.

Die Atmosphäre unsers wirksamen Lebens bildet der politische Gesamtzustand unserer Nation, und sehr viel kommt in Beziehung auf Freudigkeit und Erfolg unsres

Wirkens darauf an, ob dieser Dunstkreis ein gesunder sei oder ein ungesunder. Wir wissen, wie die Zustände der Völker unsers Kontinentes sind. Die südlichen sind schon lange ruiniert oder in einem Zersetzungsprozesse begriffen, der nach einem physischen Gesetze kontagiös wirkt. Es ist der Gang der Kultur selbst, der dahin geführt hat: wir erkennen die Gifte des Übels und die Schwere seiner Unvermeidlichkeit. Man hat Revolutionen und Formveränderungen versucht und ist zur Überzeugung gekommen, daß sie nicht helfen. Aber zugleich weiß man auch, daß auf dem Wege des ruhigen Besserns nichts erzielt wird, weil Grundgebrechen vorhanden sind, die von solchen ordinären Maßregeln gar nicht berührt werden. Also bleibt nichts übrig als ruhige Ergebung. Halte dich selbst von den herrschenden Lastern möglichst frei und bessere in deinem kleinen Kreis, was zu bessern ist: aber das Große überlaß einer höheren Macht.

Betrachtest du die Menschen, die in Staaten beisammen leben, genauer, so wirst du dich wundern, daß doch die Sache noch so halb erträglich zusammenhält. Die alte Achtung vor Göttlichem und Menschlichem ist gesunken, die alte Sitte verdrängt von neuer Unsitte, in der Überzeugung schwankt alles, die Gegensätze sind überall entfesselt: wir fahren ohne Kompaß im sturmbewegten Meere.

Was thun? Schaffe dir eine geistige Atmosphäre in der Wissenschaft, eine gemütliche in thätiger Liebe und Pflichterfüllung. Versenke dich nicht in die Wogen des öffentlichen Lebens, sondern schaue ihrem Spiele zu als

einem, das außerhalb deines Wesens vorgeht. Sollten aber Zeiten eintreten, wo Parteinahme unerläßlich ist, so halte dich an Gesetz, Ordnung und bestehende Obrigkeit.

Lafayette ist l'homme de deux mondes genannt worden. Ein solcher muß jeder Christ auch sein.

Die Helfer.

Die Engländer sagen: „Unser Gegner ist unser Helfer". Er ist's freilich nur, wenn man ihn dazu macht, wenn man ihn dazu zwingt: dann aber ist er es auch in hohem Grade.

Wo sind die Gegner?

In den Wissenschaften sind's die Schwierigkeiten. Aber wären diese nicht, wo blieben denn die Meister? Der eine wüßte und könnte so viel als der andre. Besiege im Schweiße deines Angesichtes die ersten, so sind sie deine Alliierten beim Angriffe auf die nächsten.

In der sittlichen Welt sind es die Versuchungen. Kannst du die ersten überwinden, so haben nicht leicht die folgenden Macht über dich. Die römischen Feldherren ermunterten und begeisterten ihre Krieger immer durch die Erinnerung an ihre frühere Bravour.

In der praktischen Sphäre sind der Gegner viele: Es sind Menschen so und so beschaffen und gesinnt; es sind alte Gewohnheiten, Vorurteile, aber oft auch das Gegenteil, Neuerungssucht, Leichtgläubigkeit,

Hingabe an grundlose Hoffnungen; es sind Verhältnisse und Nötigungen zur Rücksichtnahme. Wie kann hier der Antagonist der Helfer werden? Durch das Ansehen, das Zutrauen, die Geltung, die der gewinnt, der sich mit diesen Hindernissen mutig und besonnen in den Kampf begibt; durch die Übung seiner Kraft und Gewandtheit.

Wie, könnte man nicht auch umgekehrt die Helfer zu Gegnern machen? — Geschieht unzähligemale. Talente, Hilfsmittel werden durch Mißbrauch unsere furchtbarsten Feinde. Ebenso Geld, Reichtum, Rang und Stand, Kraft und Gesundheit.

Aber unter die Gegner, die schon manchem die mächtigsten Bundesgenossen geworden, gehört besonders die — Armut.

Rache.

Ein häßliches Wort im Katalogus menschlicher Bösartigkeit ist das Wort Rache. Freilich in der alten Welt ward es sogar für männliche Tugend gehalten, den Feinden viel Böses zu erzeigen; doch haben ihre Weisen anders gedacht und Besseres gelehrt. Das Christentum untersagt ausdrücklich alle Rachsucht; gleichwohl wird sie fort und fort geübt. Und wie? etwa nur gegen die, von denen einer beleidigt ist oder zu sein glaubt? Das ginge noch hin. Nein, fremde Überlegenheit ist es gar oft, durch die sich die Schwachen gekränkt fühlen,

auch wenn sie nicht im mindesten von ihr gedrückt worden sind. Sie steht eben vor ihnen wie ein beschämender Vorwurf, und ihre Rache besteht in Verkleinerung oder Beschmutzung.

Noch mehr, auch an solchen nehmen sie oft Rache, die ihnen Wohlthaten erzeigt haben, und zwar ebendeswegen, weil sie das gethan. — Es klingt schauerlich, ist aber wahr und mir selbst schon widerfahren. Es ist hier wieder die Superiorität des Wohlthäters, die der Hochmut des Undankbaren nicht erträgt.

Noch eines fehlt: „Es ist menschlich, die zu hassen, die du beleidigt hast", sagt der tiefe Menschenkenner Tacitus. Wie ist das möglich? Wohl wieder deswegen, weil sie uns laut oder schweigend unsre Schlechtigkeit vorrücken.

Für das und manches andre rächen sich die Menschen.

„Aber sind das nicht wahre Teufeleien?" Sie sind's. „Zeige mir einen solchen Satan!"

Nimm dich vor deinem Spiegel in acht — er könnte leicht aus dir selbst herausgucken, wenn du ihn nicht bei Zeiten bannst.

Willst du neid- und rachelos bleiben, so mache, daß du selbst recht viel besitzest. Ich meine die inneren Güter. Beleidige keinen und schäme dich vor der Gemeinheit des Undankes.

Der Schuft.

Der Mensch ist ein erbärmlicher Schuft. Jeder hat in sich eine Schlange, eine Eva, einen Adam. Wie? Augustin sagt: Die Schlange — Natur und Sinne, Eva — die Gelüste, Adam — der Verstand. — Aber, setzen wir hinzu, leider nur den alten Adam, der zu dem Spiel der Schlange und der Eva ja sagt.

Corporis imperio, animi servitio utimur: dem Leibe, der immer älter, häßlicher, unbrauchbarer wird und am Ende Fraß der Würmer, dient der Geist, der Besseres zu thun haben sollte, unaufhörlich, rastlos, bald freiwillig bald gezwungen. Die Triebe und Gelüste, die beim Tier in reiner Natürlichkeit wirken, bekommen beim Menschen einen schauerlichen Zusatz durch das Raffinement, mit dem er sie stachelt und befriedigt, oder durch die Ohnmacht, mit der er sie bekämpft. Er ist die Bühne, auf der die Affekte ihr regelloses Spiel aufführen. Ewig beschäftigt, sich über sich selbst zu belügen, ist er der Narr seiner selbst und ein ganzes Nest der abenteuerlichsten Widersprüche.

Muß der Mensch dieser erbärmliche Schuft sein? Ist er wirklich dazu verdammt?

Er muß nicht, er ist nicht verdammt, sondern berufen.

Der echte Christ ist kein Schuft, er ist Kind Gottes. Er kann, dieweil er im Leibe wohnt, die Schlange und die Eva freilich nicht los werden, aber statt des alten

Adams etwas anderes einsetzen, das Herr wird über Schlange und Eva.

Was das ist und wie es in uns kommt, weißt du im allgemeinen wohl, und die Religiösen werden es dir schriftlich und mündlich erklären. Aber alle ihre Belehrung wird unwirksam an dir abprallen, wenn du nicht im tiefsten überzeugt bist von der Erbärmlichkeit des natürlichen Menschen. Wer sich gesund glaubt, nimmt keine Arznei.

Faule Flecke.

Zum vorigen Kapitel von menschlicher Erbärmlichkeit gehört noch ein Nachtrag, der die faulen Flecke betrifft.

Es ist eine klägliche Erfahrung, daß so außerordentlich wenige Menschen ihr Leben rein und fleckenlos bewahren, so daß es am Ende offen, unverschleiert vor ihnen selbst daliegt. Es gibt achtungswerte Männer, die als Muster aufgestellt werden, an die sich kaum der Zahn der Verleumdung wagt. Wer aber ihre geheime Lebensgeschichte kennte, würde seine Verehrung gegen sie stark dämpfen müssen. Oft ist es ein bloßer Zufall, der dem und jenem einen Blick in diese Mysterien verstattet: er gäbe viel darum, ihn nicht gethan zu haben. Denn wenn ich die nicht mehr unbedingt achten kann, die mir bisher Musterbilder gewesen: was sind dann erst die übrigen? Sind, sagen wir, die Menschen Kulissen, die, in der Ferne

schön, kein Anschauen in der Nähe vertragen? — Diese geheime Lebensgeschichte bezieht sich zum Teil auf Vergangenes, zum Teil auf das häusliche Leben: „aber zu Hause, da kennt man den Tropfen.“ Die lieblosen Ehegatten, die in ewigem Hader mit der Frau leben und wahre Haustyrannen sind; die untreuen Lüstlinge, die Unredlichen, die vor unrechtmäßigem Erwerb nicht zurückschrecken, wenn er ungestraft verübt werden kann, im übrigen aber speciosi pelle decora — in prächtigem Felle — einherlaufen, sind nicht selten; aber auch viele andre, die das nicht sind, tragen Brandmale aus früherer Zeit.

Was ich da sage, das wissen viele und machen davon die schlimme Anwendung, daß sie die Menschen durchweg verachten und die Tugend selbst für ein leeres Wort halten. Ich bin weit entfernt von solcher Konsequenz. Nein, nicht alle sind so; es gibt auch welche, deren Leben ein durchaus fleckenloses war und ist. Ich schreibe also diese fatalen Zeilen in andrer Absicht und konkludiere so: wenn der Wurm der Sünde und des Lasters und des strafenden Gewissens so viele Leben oft unbemerkt zernagt — ach, so halte doch deine neue, erst beginnende Existenz von diesen Dämonen frei! Man kann ihnen so leicht, so unvermerkt, so früh schon anheimfallen. Dann aber ist es um des Lebens höchsten Preis und Wert und Reiz geschehen, trübe Nebel senken sich nieder und umdüstern den Horizont — ich möchte sagen: das ganze Spiel ist verloren.

Klassifikation.

Die Menschen können nach verschiedenen Kategorien klassifiziert werden. Z. B. die einen sind genießende, die andern arbeitende. Danken wir Gott, daß wir zur letzteren Klasse gehören; die erstere taugt nichts. — Ferner sind sie Verstandes- oder Gemütsmenschen. Jene machen ihr Glück in der Welt besser als diese, und doch sind letztere die glücklicheren. Ferner sind sie Poeten und Prosaiker, d. h. ideal und real, jene ahnen oder sehen im Leben etwas Höheres, Geistiges; diesen genügt die sinnliche Existenz. — Ferner Strebende und Ruhende. Dieser Gegensatz ist ein historischer; er kommt wie bei den Individuen, so auch oft in der Geschichte eines und desselben Volkes vor, und die Periode des Strebens war dann die der Blüte, die des Ruhens die Periode des Verfalls gerade wie bei jedem Einzelnen.

Aber wie man auch einteilen mag, viele, ja die meisten stehen in der Mitte und partizipieren an den beiden Extremen in mehr oder minder erträglicher Mischung.

Könnte man nicht auch einteilen in Glückliche und Unglückliche, in Weise und Thoren? — Kaum, weil in Wahrheit alle Thoren und also auch Unselige sind. Doch allenfalls in Blinde und Sehende, Taube und Hörende.

In einige dieser Klassen sind wir von der Natur eingeschrieben; in andre zeichnen wir selbst uns ein. Daß nur nie dein Name in der Liste der Plebejer stehe! Es

gibt ein Adelsbuch der Menschheit, das sich Gott vorlegen läßt; darin sind verzeichnet die lautern Seelen zu hoher und seliger Bestimmung. In dieses arbeite eingetragen zu werden.

Die Basen.

Von den Basen will ich reden, aber nicht von denen, zu welchen die Vettern das Korrelat sind, sondern von den Grundlagen und Substruktionen.

Es ist von den Physikern bestätigt, daß der Organismus aller Geschöpfe vorausgehen mußte, bis daß der des Menschen möglich war, oder mit einem andern Worte, daß höhere Organisation bedingt ist durch die Existenz einer stufenweise niedrigeren.

So ist's aber auch in derjenigen Organisation, die als Staat in der großen menschlichen Gesellschaft besteht. Wenn eine Elite der Gebildeten möglich sein soll, so müssen viele Tausende die Bedürfnisse besorgen und zubereiten, ohne die ein gebildetes Leben undenkbar ist.

In der Geschichte einer Volksliteratur ist es augenscheinlich, welche ungeheure Vorarbeiten von Untergeordneten erforderlich waren, bis von einigen die Höhen erstiegen werden konnten.

Welche Ungleichheit in der Bestimmung! „Ein Faß zu Ehren und das andere zu Unehren". — Aber selbst das Ganze und Gesamte ist wohl auch nur Substruktion zum Bau einer höheren und besseren Welt.

Wir selbst machen diese Organisation durch; ein Lebensalter ist Unterbau des künftigen, unsre Jugendarbeiten sind Vorarbeiten für die Reife des Mannes.

Aber wie, wenn die Unterlage bei manchen besser war als der Daraufbau? Oder wenn letzterer ganz ausgeblieben ist?

Für die Frühdahingeschiedenen wird Gott sorgen, daß in einer andern Welt fortgebaut und vollendet werde. Aber was soll denn mit denen werden, die bei Zeiten schon aufhören, an ihrer sittlichen und geistigen Fortbildung zu arbeiten, mit den Unausgebauten, nicht unter Dach Gebrachten?

Und deren sind viele! Derer aber, die mit zunehmenden Jahren edler werden, sehr wenige. Wer es werden will, muß der Natur Gewalt anthun; denn diese für sich, ohne durch das Druckwerk des Geistes getrieben zu werden, neigt sich, wenn die Mittagshöhe erreicht ist, zum Sinken ins Schlechtere.

Vielmachen.

Viel aus Wenigem zu machen, ist eine Kunst, die gewöhnlich nicht im besten Rufe steht. Man schreibt sie dem Charlatan zu, dem Windbeutel, der seine innere Hohlheit mit allerlei Dunst aufzuschwellen weiß.

Aber eigentlich ist die Kunst eine göttliche. Aus einem Samenkorn einen mächtigen Baum hervorgehen zu lassen, aus einer Familie ein großes Volk, und dergleichen

ist wunderbar wie die Speisung der Tausende im Evangelium.

Auch wir müssen in unsrer Weise diese Kunst zu praktizieren wissen. Wie?

Nicht eben großes Wissen, nicht eben große Hilfsmittel sind es, mit denen Großes gewirkt wird; der rechte Gebrauch des Mäßigen thut dies.

Franklin war kein Gelehrter, auch kein Philosoph im Sinn der Schule, aber was hat er mit seinem Vorrat von Einsichten ausgerichtet!

Franke war kein Reicher, aber er hat das Haller Waisenhaus gebaut, ein königliches Werk.

Diese Vorstellung hat etwas Erhebendes, weil sie auf die Macht des freien Willens hinweist, und wie dieser bald den ungefügigen Stoff sich unterthan macht, bald den fehlenden sich schafft.

Besonders für Lehrer ist diese Betrachtung bedeutend. Was können sie, ohne gerade selbst Genies zu sein, durch Ernst und Fleiß und Methode bewirken!

Aber auch in anderer Weise, die mehr dem Scheine zugekehrt ist, läßt sich etwas machen aus wenigem Zeug. Mancher Schriftsteller ist berühmt geworden nicht durch Neuheit und Reichtum seiner Gedanken, sondern durch die Kunst, Gewöhnliches in der Rede so auszubreiten und auszuschmücken, daß man Neues zu sehen glaubte und Fülle vermutete, wo in der That Armut war. Das fertige, fließende, eindringende Wort, mündlich oder schriftlich, ist der Zauberstab, der das wenige multipliziert.

Doch der rechte und echte Zauberstab das ist energische Liebe. Alles Gute und Große in der Welt ist aus diesem punctum saliens hervorgegangen. Liebe zur Wissenschaft hat die großen Gelehrten, Liebe zu den Menschen die Wohlthäter der Welt, Liebe zu Gott die Religiösen und Heiligen geschaffen; und auch in engen Kreisen ist sie es, die die guten Lehrer, die braven Hausväter, die leuchtenden Vorbilder erzeugt.

Trost.

Das Leben hat mitunter düstre und schauervolle Partien, wo tiefes Leid den Körper oder den Geist oder beide zugleich niederdrückt, und wo also nach Trost umhergeschaut wird. Wo diesen suchen?

Seneca sucht ihn vornehmlich in der Betrachtung des Elendes und der Eitelkeit aller irdischen Existenz. Dabei zeigt er eine Hinterpforte: „die Thür steht offen, tritt ab!" Aber hinter dieser beleuchtet er wohl auch eine größere, hellere Zukunft, jedoch auch diese nicht als eine ewige, sondern eine endliche. — —

Trost liegt in der Erhebung der Seele über den irdischen Jammer.

Diese gewährt vornehmlich das Christentum dem, der es nicht im rationalistischen Sinn auffaßt. Ich will hier nicht sprechen von dem Gesichtspunkt der Prüfungen und Läuterungen, die auch dem besseren Menschen nicht

erspart werden können, nicht von der Hodegetik, die in den Trübsalen für den zu finden ist, der ihren Sinn begreift; ein andres ist's, auf das ich hinweisen will: der Schluß der Weltgeschichte.

Welcher ist dies? Ungefähr derselbe wie im Oedipus auf Kolonos. Dort geht der arme, blinde Dulder, der zum guten Teil ohne sein Verschulden büßt, an der Hand der Liebe aus seinen letzten Qualen ganz in mystischer Weise einer Art von Vergötterung entgegen. So endet nach Christi Lehre die Weltgeschichte. Der Messias kommt wieder, das tausendjährige Reich beginnt, und nach ihm — ein neuer Himmel, eine neue Erde. — Und das sind nicht Mythen und Dichtungen, sondern so muß ein Werk enden, das der Sohn Gottes begonnen und gestiftet hat. Wenn der ungeheure Prozeß durchgearbeitet ist, muß ein Feierabend eintreten und der unlösbare Knoten sich friedlich und glanzvoll lösen.

Dann kommen sie wieder, die hier mit Thränen gesäet haben, und ernten mit Freuden. Gottes Obhut hat sie bis dahin aufbewahrt, nicht als Tote, sondern als Existenzen, aber in einem körperlosen Zustande der Läuterung, die kein Fegfeuer für die Gottliebenden gewesen. Dann beginnt für diese Elite das volle, wahre Leben, frei von den schrecklichen Verkümmerungen, die das jetzige niederdrücken; frei und heiter werden dann die höchsten, rein menschlichen Interessen verfolgt, klar und ungetrübt fließt der Strom der Liebe; Geistesgaben, die jetzt nur wenigen und spärlich verliehen sind, werden, unter viele in

größerer Fülle verteilt, beseligen; alle werden schmecken, wie freundlich der Herr ist. Und damit auch der Hoffnung ihr Recht widerfährt, so wird noch Größeres in Aussicht gestellt.

Ich weiß wohl, daß das von den meisten als chiliastische Träumerei verlacht wird. Aber „wage du zu hoffen und zu träumen!“ Wir haben ein prophetisches Wort, an das wollen wir uns halten.

In dieser Aussicht liegt Trost. So werden wir erfahren, daß dieser Zeit Leiden nicht wert waren der Herrlichkeit, die an uns geoffenbart wird. Bis dahin aber wollen wir es glauben und diesem Glauben gemäß arbeiten, tragen, dulden, sterben.

Neigungen.

Unsere Neigungen sind es, die uns durchs Leben führen, oder vielmehr ziehen und schleppen. Sie bestimmen unsre Wahl fast in allen Fällen, wo diese frei gegeben ist; aber sie, diese blinden Leiter, bedürfen selbst auch wieder eines sehenden Wegweisers, sonst führen sie gar leicht in Irrtum und gefährlichen Trug.

So z. B. in Beziehung auf Menschen. Gegen manche fassen wir gleich nach kurzer Bekanntschaft eine Vorliebe, aus der sich nicht selten Freundschaft entspinnt. Traue nicht unbedingt solchem ersten Eindrucke!

Aber ebenso leicht faßt man auch Abneigungen: das Gesicht, der Blick, das Benehmen mißfällt, Kälte, Gleichgiltigkeit stoßen ab, ein Witz verletzt — und sogleich ist's entschieden: mit dem mag ich nichts zu schaffen haben. Aber was Horaz von Gemälden sagt — „manches wird dich, wenn du näher herangehst, mehr ansprechen" — das gilt auch von Personen. Derselbe kann dich bei näherer Bekanntschaft stark anziehen, der dich im Anfang abgestoßen.

Darum sei nicht der Narr des ersten Eindrucks, suspendiere dein Urteil und warte zu!

Aber auch in ganz andern Dingen ist der Neigung nicht zu trauen. Man hat oft einen starken Zug zu einem Studium und hält diesen für Fähigkeit dazu, für innern Beruf; und siehe, später zeigt sich's, daß es Täuschung war. Freilich verrät sich ein spezielles Talent für eine Kunst oder Wissenschaft gewöhnlich durch frühe Neigung, aber letztere kann auch sehr oft vorhanden sein, während das Talent gänzlich gebricht.

Meisterschaft.

Sunt certi denique fines — es gibt bestimmte Grenzen. Das gilt, so wie in vielen Beziehungen, so auch von den Fortschritten im Lernen und Können. Aber nicht bloß hat jeder für sich, nach seiner Individualität, solche Grenzen; auch im allgemeinen, ganz objektiv genommen gibt es

eine Art von Schneelinie, über die die wenigsten hinauskommen.

Ich meine nicht die ordinäre Mittelmäßigkeit, sondern einen höhern Grad derselben, der nicht eben weit von der Meisterschaft entfernt scheint, gleichwohl lange noch nicht Virtuosität ist, ja nicht einmal an sie anstreift. Und auf diesem bleiben selbst unter den Begabteren und Strebsamen die meisten stehen. Die Welt kann sich damit zufrieden geben, aber sie selbst sind nicht befriedigt, weil sie wohl wissen, was ihnen noch fehlt, und oft auch, daß es nicht ohne ihre Schuld fehlt.

Freilich die Lebensverhältnisse spielen hiebei eine große Rolle. Mangel an gutem Jugendunterricht, an Hilfsmitteln und Gelegenheit, besonders an Zeit und Muße, hält auch treffliche Menschen in gewissen Schranken fest. Aber doch ist es ebenso oft der Mangel an Fleiß und Beharrlichkeit, der das plus ultra, das weiter! weiter!!, verhindert hat. Manche sind so lange vielleicht sehr fleißig, bis sie ein gewisses Ziel erreicht, am Ende nur — ein gutes Examen gemacht haben. Jetzt glauben sie, einen Ruhepunkt machen zu dürfen, und von diesem Augenblick an ist auch ihr Höhepunkt erreicht.

Wer die Linie passieren will, darf nicht stillstehen, nicht rasten, nicht rückwärts schauen. Vorwärts, immer vorwärts, heißt sein Kommando. Mit dem Bergsteigen mindert sich allmählich die Kraft, sie will nicht mehr ausreichen für die letzten Höhen. Aber hier ist das Gegenteil: mit dem Emporklimmen mehrt sich die Kraft.

Also laß sie gewähren und mute ihr mehr, immer mehr zu und denke nie: dort angelangt will ich Halt machen.

Das ist der Weg zur Meisterschaft: es gibt keinen andern.

Die Großen.

Fragst du, welches meine glücklichsten Lebensstunden gewesen, so sage ich: die waren es, welche ich in der Gesellschaft großer Geister verlebt. Ich habe dies Glück viel genossen, die alte und die neue Welt, die Literatur aller Kulturvölker hat mir diese Trefflichen zugeführt; ich habe die Fürsten der Philosophie und Geschichtschreibung, der Dichtung und Beredsamkeit, die großen Theosophen der früheren Zeit, die Gottbegeisterten der heiligen Schrift selbst immer um mich gehabt, auch die hohen Meister der Töne haben meine Lebensstunden vielmals erheitert. In diesem Umgang empfand ich Freude und Glückseligkeit, und so möchte ich jedem, der viel Geistiges in sich hat, den Rat geben, die noble garde um sich her zu versammeln. Hier ist Lehre und Schule, hier zugleich Erhebung des Gemüts zu finden und Kräftigung des Vorsatzes.

Jeden Mann der Wissenschaft führt das Studium seines Faches zur Bekanntschaft mit den Koryphäen seines Faches; doch ist es gut, noch weiter zu greifen und auch die Berühmtheiten aus andern Regionen sich leuchten zu lassen. Jede spezielle Wissenschaft bedarf eines Kom-

plementes, das gegen Einseitigkeit schützt und verhindert, daß nicht im Gelehrten der Mensch untergehe. Dies Komplement ist oft der Gegensatz des Fachstudiums; z. E. für die abstrakte Wissenschaft der Mathematik irgend eine der schönen Redekünste. Pascal war ein Religiöser: das ist freilich zu allem, was einer sonst sein mag, die schönste und würdigste Ergänzung, oder vielmehr es ist selbst das Ganze, un das übrige ist Beigabe.

Doch wie dem sei, pflege Verkehr mit den Großen; so wirst du von der Menschennatur und also von deiner eignen nie klein denken können.

Ich habe aber in diesen Blättern oft schon gesagt, daß es vom höchsten Werte sei, ein reines Menschenideal in sich festzuhalten. Sonst läuft man Gefahr, der Gemeinheit zu verfallen und Vetter Michel zu werden oder als Gelehrter — ein Famulus Wagner.

Examen.

Zu den Plackereien des Lebens gehören die Examina. Ich weiß nicht, wie es die alten Griechen und Römer gemacht haben, daß sie keiner Staatsprüfungen bedurften und gleichwohl tüchtige Leute in ihre Ämter bekamen. Aber freilich, sie hatten noch keine Fakultäten, blutwenig eigentliche Wissenschaft und keine Zentralbehörden, die alles administrieren und bevormunden. Wie's jetzt steht, sind sie unvermeidlich.

Wie eine drohende Wetterwolke steht das Examen vor dem Leichtsinnigen und Faulen, mitten in seiner Gedankenlosigkeit und Lustigkeit schreckt ihn der Gedanke an sein Herannahen; es ist ihm zu Mute wie einem Missethäter, der den Tag des Gerichts erwartet. Aber auch dem Fleißigen und Wohlvorbereiteten ist oft bange, weil er weiß, daß auch vieles aufs Glück ankommt. Wie, wenn die Aufgaben gerade in die Lücken fallen, die auch in einem nicht unbedeutenden Wissen hie und da vorkommen, weil wir Menschen sind; wie, wenn Schüchternheit und Verlegenheit ihn verwirren und das Wort nicht finden lassen, weil die Besinnung schwankt? Wie, wenn seine Leistungen bei den Examinatoren nicht die verdiente Anerkennung finden? — Immer wird der Mensch hingewiesen auf seine Abhängigkeit von den Mächten des Lebens, von Gesinnung und Willen der andern.

Mein Rat ist der: setze dich in die Verfassung, daß du zum Examen keiner besonderen Vorbereitung bedarfst, weil der ganze Gang deiner Studien selbst schon ununterbrochene Vorbereitung darauf gewesen. Erspare dir die schimpfliche Angst des Missethäters, Ehrentage müssen dir die Prüfungstage werden.

In betreff der Zufälligkeiten rufe dir den Spruch ins Gedächtnis:

Unverzagt und ohne Grauen
Muß der Christ,
Wo er ist,
Seinem Gott vertrauen.

Solltest du aber selbst einmal in die Lage kommen, als Examinator über die Fähigkeiten und damit in gewissem Sinne auch über die Zukunft junger Männer entscheiden zu müssen (heikles Ding!), so gehe an solche Aufgabe jedesmal nicht nur mit großer Vorsicht, sondern auch mit heiligem Ernste!

Unliebenswürdigkeit.

Es gibt Menschen, die gleich auf den ersten Anblick oder doch gleich nach kurzer Bekanntschaft für sich einnehmen, und wieder andere, die ebenso schnell abstoßen. In dem Ausdrucke ihres Gesichtes, besonders aber in dem Ton und Accent ihrer Rede liegt etwas, das uns anwidert; wir wissen nicht, was es eigentlich ist, aber wir fühlen uns in unangenehmer Weise berührt. Kommt dazu noch weiter ein schneidendes Urteil über andere, Spott und Sarkasmus, Ausdruck großer Selbstgefälligkeit, so steigt die Verstimmung und die Unlust, mit dem Manne uns weiter bekannt zu machen. Es ist aber ein Unglück, einen solchen Eindruck auf andere zu machen.

Wie kommt man zu solcher Unliebenswürdigkeit? Bei manchen liegt's in der Natur, daß sie kein Gemüt haben und selbst niemand lieben können; Gretchen hat das dem Mephisto gleich angemerkt. Bei andern hat die Erziehung so schlimm gewirkt. Aber, sagt einer, ich bin eben einmal so, kann ich's ändern? Wer so spräche, könnte es gewiß, aber die Widerwärtigen wissen höchst selten, daß sie es sind.

Mein Rat ist dieser: nimm dir vor, andern angenehm zu sein, insofern wenigstens, als es dir durchaus nie gleichgiltig sein darf, welchen Eindruck du auf sie machst. Sei freundlich, nimm Teil an dem Ihrigen, zeige Interesse für sie, sei offen, nicht wortkarg, gefällig, wo du kannst. Das alles aber ohne Ambition; aus einem Herzen voll Menschenliebe muß deine Freundlichkeit und Gefälligkeit kommen, und edle Bildung muß ihr den würdigen Ausdruck geben — von den Odiosen aber lerne, was zu vermeiden ist, auch in Manieren und Benehmen.

Dulde.

Willst du leben und erträglich gute Tage sehen, so mußt du dir manches gefallen lassen können.

In deinen Lebensschicksalen: Laß dich's nicht befremden, wenn solche dir vorgezogen werden, die du mit Recht für minder würdig achtest; du lebst im Reiche Fortunens, ist sie spröde gegen dich, so sei du stolz gegen sie. Laß dich's nicht verdrießen, wenn du von manchen verkannt wirst, wenn sie dir Fehler andichten, von denen du dich frei weißt. Laß besonders den Undank anderer dich ja nicht frappieren, du kennst das Sprichwort vom Weltlohn. Die Trübsale des Lebens — wolltest du dich nicht in sie fügen? Bist du besser als die Märtyrer der Wahrheit und der Pflicht in alten und neuen Zeiten? — Hochmut der Thoren, Untreue der Freunde, unverschuldete Erkaltung der Liebe, Gleichgiltig-

keit naher Verwandter, Mißdeutung guter Absichten, Übelnehmen unschuldiger Worte und dergleichen schmerzt — aber „trage und dulde!"

Viel, sehr viel muß ertragen werden, weil Trotz, Renitenz, Grimm und Rache thöricht und verderblich wären, und weil das Unvermeidliche ein strenger Despot ist. Aber soll man sich denn alles und jedes gefallen lassen? Es gibt Fälle, wo es gut ist, wenn man die Zähne weist. Der Mensch ist ein Soldat: trägt der die Waffen, ohne Gebrauch davon machen zu dürfen? Bin ich verpflichtet, ein Schaf zu sein, das ungestraft jeder Rabe hackt? Ist der Mut nur eine heidnische Tugend? Zur rechten Zeit und am rechten Ort nur heraus mit der Fuchtel! Ein scharfes, derbes Wort thut oft gute Wirkung, und selbst die Heiligen haben sich desselben nicht enthalten. Besonders fremder Übermut verdient jedesmal empfindliche Züchtigung.

Was Gott über dich verhängt, dem halte immer in Demut stille. Was Menschen dir anthun, ertrage in den meisten Fällen, aber nicht in allen.

Die Zeit.

Wenn du durch ein Mikroskop schaust, kommt dir die Frage: was ist groß und klein an sich? Die schaffende Natur hat davon ein andres Maß als wir — oder vielmehr, es ist ihr dieser Begriff, den menschliche Reflexion sich geschaffen, vielleicht ganz fremd.

Dasselbe, was hier im Raume stattfindet, diese Täuschung und Enttäuschung, erfährt jeder noch öfter und empfindlicher in Rücksicht auf die Zeit. Am Eingang derselben — wie lang ist sie; am Ausgang — wie kurz war sie! Der Greis von achtzig Jahren hält es nicht für möglich, daß er so hochbetagt sei; dieser Glaube muß ihm durch die Erscheinungen außerhalb und an seinem eignen Körper aufgedrungen werden; in seinem Bewußtsein schließt sich Kindheit und spätes Alter dicht aneinander, und die große Kluft zwischen beiden zieht sich wie in eine Spanne zusammen. Ist die Zeit nicht Täuschung und wesenlose Form des Nacheinander?

Wenn einmal die, welche du als kleine Kinder gekannt, ausgewachsen vor dir stehen, so sagst du betroffen: ich sehe die Zeit. Du kannst sie aber auch in andrer Weise, und zwar noch tiefer erkennen. Wenn du Lehrer bist und Knaben unterrichtest und später vielleicht angehende Jünglinge und nun gewahrst, wie sich so langsam und allmählich das bei ihnen ansetzt, was in dir fertig geworden: hier kommt dir das Bewußtsein von einem langen Weg, an dessen Anfang jene stehen, und den du Schritt vor Schritt zurückgelegt haben mußt, obgleich du seine einzelnen Intervalle vergessen hast.

Und das ist das würdigste und geistigste Zeitmaß, das aus der innern Reife entnommen wird; dies führt nicht zum Bewußtsein einer Täuschung, sondern zum Gefühl der Wahrheit, nicht zur Trauer über Verlorenes, sondern zur Freude über Gewonnenes.

Was will das sagen? Daß geistige Entwicklung des Lebens Quintessenz ist. Was für diese geschehen, ist Raub aus der Jahre wilder Flucht, ist Leben des Lebens, ist der Kern, aus dem sich in schönerer Wiederverjüngung ein neues, persönliches Dasein ansetzen wird. — Also!

Unruhe.

Man hat oft das Gemüt des Menschen und dessen Zustände mit der bald leise, bald heftig bewegten Meeresoberfläche verglichen. Hier ist es der Wind, dort der Affekt, was die Erregung bewirkt.

Was Affekt ist, in welche Varietäten er sich spaltet, welch einen Verlauf er in der Seele nimmt, darüber gibt die Psychologie Aufschluß. Er ist positiv Vergnügen, negativ Schmerz, beides in der mannigfaltigsten Art, oft vermischt in einer Empfindung. Wir sind gewohnt, den ruhigen Zustand der Seele, wo Heiterkeit und behagliches Lebensgefühl der Grundton ist, als den legitimen, uns angehörigen und eigentümlichen zu betrachten, und nicht das als Störung anzusehen, was diese Stimmung steigert, sondern das, was sie deprimiert und in Disharmonie bringt. Mit Unrecht — aber so meinen wir's einmal.

Dergleichen Störungen ist unser Gemüt unaufhörlich ausgesetzt, sowohl von der Seite, wo es Selbstgefühl, als von der andern, wo es Selbstbewußtsein

ist. Dämpfungen treten ein meist durch Veranlassungen von außen her, nicht selten aber auch rein innerliche. Heute bist du mit dir selbst wohl zufrieden, vielleicht mit einem gewissen Stolz auf wirkliche oder vermeintliche Vorzüge. Morgen kann irgend etwas eintreten, z. E. das Bewußtsein der Unzulänglichkeit, auf das dich deine Studien oder deine Geschäfte oder deine Lebensverhältnisse hindrängen — und jetzt dünkst du dir ein armseliger Wicht und fühlst dich über alle Maßen unselig. Und wie rasch wechseln diese Phasen! Es sind nicht langsame Übergänge, die von einem zum andern führen, sprungweise erfolgt der Wechsel, überraschend, und desto öfter tritt er ein, je geistiger sich dein inneres Leben gestaltet. Denn der Geist ist selbst nichts als Unruhe und Unruhestifter.

Man sollte meinen, daß man dieses Spieles auf die Länge sehr überdrüssig werden müsse. Tag für Tag immer dieselbe Oscillation zwischen Selbstzufriedenheit und Unzufriedenheit, Befriedigung und Mangel, Freisprechung und Verdammung, und doch dabei immer das tiefe Verlangen nach endlicher Ruhe und Erlösung von solchem dämonischem Spuk! Auch hat ohne Zweifel alle Asketik und das Klosterleben vornehmlich in dem Verlangen, aus dieser Unruhe herauszukommen, seinen tiefsten Grund. Aber auch in diesem haben nur wenige das Gesuchte gefunden; Kämpfe andrer und schlimmerer Art haben die meisten überzeugt, daß Leben und Umhergeworfenwerden zwischen Lust und Schmerz ein und dasselbe ist.

So bleibt nichts übrig, als sich darein zu ergeben

und nur Sorge zu tragen, daß der innere Wächter und Aufseher, der

> Blitzschnell die geballten Wolken zerstreut und die Sonne
> zurückführt

immer in Aktivität bleibe und seine Schuldigkeit thue.

Dazu vergesse einer nicht, wie vorübergehend fast alle diese Erregungen sind und wie unbedeutend die meisten Veranlassungen dazu. Über ein kleines — und wir wundern uns über uns selbst, wie es doch möglich war, daß wir uns über dieses ärgern, wie wir jenes uns zu Herzen nehmen konnten. Auch tiefe Wunden heilt die Zeit, wir haben die Gabe, vergessen zu können, und das Glück, daß neue Eindrücke die Stärke der früheren allmählich schwächen und das Unebene im Gemüte ausgleichen.

Nur eines, eines ist nicht von dieser vorübergehenden Art: Schuld und Reue. Bis in die andre Welt hinüber verfolgen diese die Seele, und kein Sakrament ist stark genug, hienieden ihren Bann zu lösen.

Ein Dichter hat es unternommen, ihre Wirkung zu schildern: Lord Byron im Manfred, und seine Dichtung — ist Wahrheit!

Ueberschätzung seiner selbst.

Sich selbst, seine Qualitäten und Leistungen zu überschätzen, widerfährt vielen, aber keinem ungestraft. Der Rückschlag von seiten der andern ist der, daß sie den zu nieder taxieren, der sich selbst zu hoch ausbietet.

Aber wer sind doch diese Aufgeblasenen, diese immodici aestimatores sui? Bisweilen freilich bornierte Köpfe voll Eigendünkel, doch aber, da diese gar viele Demütigungen erfahren, die sie eines andern belehren können, so ist ihre Zahl nicht groß im Vergleich mit denen, die wirklich etwas sind und etwas leisten, aber nicht so viel, als sie sich einbilden. Anerkennung und Beifall, den sie von dieser und jener Seite nicht ohne ihr Verdienst gefunden, Bewußtsein hinreichender Fähigkeiten und einer wirklichen Überlegenheit über manche andre ihres Faches schwellen ihnen den Kamm.

Man sollte meinen, daß solche Überhebung bei denen undenkbar sei, die als Männer von Wissenschaft durch ihre Lektüre täglich hingewiesen werden auf die Leistungen der ausgezeichnetsten Meister und also beständig den Maßstab vor Augen haben, an welchem sie ihre Mittelmäßigkeit abmessen können. Und gleichwohl sind gerade unter diesen die meisten Selbstbewunderer. Wie ist das möglich? Ist es die Täuschung, als ob die Errungenschaft, die ihnen so viel Mühe gekostet, auch an sich von hohem Werte sein müßte? Ist es die Vergleichung mit manchen Pfuschern, die ihnen den Gesichtspunkt verrückt? Ist es das Bedürfnis einer Belohnung ihrer Anstrengungen, die sie um so bereitwilliger im eignen Bewußtsein suchen, je seltner sie ihnen vom Glück geboten wird? Oder ist's am Ende nichts andres als das allgemeine Erbteil menschlicher Schwäche und Mangelhaftigkeit, sich dem Trug in die Arme zu werfen, weil die Wahrheit so wenig Befriedigung bietet?

Ich weiß es nicht. Aber gewiß ist's, daß man sich vor dieser Selbstgefälligkeit nicht genug hüten kann, weil sie verhaßt macht bei andern und das Fortschreiten hemmt.

Umgang.

Hüte dich vor schlechter Gesellschaft. Du glaubst nicht, wie leicht der Unerfahrne in solche geraten kann. Gerade unter den leichtsinnigen, grundsatzlosen Lebemännern gibt es solche, die durch ihre Heiterkeit, ihre Unterhaltungsgabe, ihren Witz für sich einnehmen, durch eine gewisse Bonhomie anziehen und so nach und nach aus bloßen Bekannten gute Freunde werden, in deren Umgang man sich sehr behaglich fühlt. Wohl mag man bald merken, daß es mit ihrer Moralität nicht weit her ist, aber sie behaupten den äußern Anstand und gelten für honette Männer, die überall Zutritt haben. Und so meint man, sich nichts zu vergeben, wenn man sich an sie anschließt; ist man doch weit entfernt, ihre Leichtfertigkeit zu teilen.

Nimm dich in acht! Denn fürs erste bist du nicht sicher, daß bei einem solchen plötzlich einmal ein flagitium zum Vorschein kommt, das ihn selbst infamiert und auf seine Freunde das schlimmste Licht wirft.

Dann sei nur überzeugt, daß solide Männer den Liederlichen recht gut herauskennen und seine guten Freunde ohne Umstände in eine Klasse mit ihm werfen. Wolltest du Geringschätzung der Braven mit ihm teilen?

Endlich bedenke: „Immer bleibt etwas hängen.“ Nämlich außer dieser Gefährdung des guten Rufes leiden unvermerkt deine eignen Grundsätze durch solchen Verkehr. Oder hältst du dich für kugelfest und unverwundbar? In einem Alter, wo der Mensch mit seltnen Ausnahmen „sich verführen läßt, weich wie Wachs und ohne Widerstand“ —?

Männerfreundschaft.

Gleich und gleich gesellt sich gern. Der junge Mensch schließt sich an Jünglinge an, weil er in ihnen sich selbst findet. Aber so natürlich das ist, und so wenig jemand es tadeln wird, daß der Jüngling Freund des Jünglings sei, so kann ich dir doch nicht oft und nicht dringend genug raten: Suche bei Zeiten den Umgang und, soweit es möglich ist, die Freundschaft bewährter Männer! Durch diese vornehmlich sind die großen Gelehrten und die berühmten Praktiker das geworden, was sie waren.

Du weißt ja, was den Epaminondas, was die Sokratiker, was die edlen Römer gebildet hat und zu Männern gemacht in einem Alter, wo die meisten noch nichts andres sind als großgewachsene Knaben. Ich habe nicht nötig, dir die Vorteile zu nennen, die aus solchem Umgang hervorgehen: sie sind einleuchtend. Aber wenn du dazu gelangen willst, gelehrten und hochgeachteten Männern lieb und wert zu werden, so mußt du das Beste aufbieten, sonst ist nicht daran zu denken. Schon in dieser moralischen

Nötigung liegt ein unermeßlicher Nutzen. Dann aber, wenn der schwierige Zutritt gewonnen ist, bedarf es der Behutsamkeit, daß man ihnen nicht lästig werde. Lange Besuche sind fleißigen Männern qualvoll.

Ferner Bescheidenheit im Urteil, im Benehmen, Willigkeit, Belehrung und wohl auch Zurechtweisung anzunehmen. Ferner treues Aushalten und feste Anhänglichkeit. So mag es gelingen.

Stolz.

Jeder Stand und jede Berufsart modelt die Menschen, die sich ihm gewidmet haben, in eigentümlicher Weise, und ein geübter Weltmann muß fast auf den ersten Blick jedem ansehen können, wessen Standes er ist. Es sind Singularitäten in Rede und Accent, in Haltung und Benehmen, im gesamten äußern Ausdruck, die keiner an sich selbst wahrnimmt, in denen sich der Charakter unserer täglichen Beschäftigung und beruflichen Stellung zu erkennen gibt, und zwar um so deutlicher, je mehr das Individuum in seinem Berufe aufgeht.

Was aber allen gemeinsam ist, das ist der Stolz, der verschiedene Färbung zuläßt. So gibt es einen Gelehrten- und Beamtenstolz, einen geistlichen, einen Adels- und einen Geldstolz.

Man könnte fragen, welcher der erträglichste oder der unerträglichste ist. Genau genommen ist er aber überall

eine Art von Rüstung, mit der sich jeder gegen mögliche Angriffe von außen sichern will. Es soll uns eben keiner zu nahe auf den Leib rücken.

Sei es immerhin! Doch die unerträglichste Art des Stolzes ist die, welche sich in das Gewand der Demut kleidet. Ein solcher Stolz erscheint als Hinterlist, die den andern anlaufen läßt, um mit ihm sein Spiel zu treiben. Gegen deine Mitmenschen brauchst du keine Demut zu üben, mit diesen stehst du als rechtschaffener Mann immer al pari, mögen sie auch reicher, gelehrter, vornehmer sein. Es ist genug, daß du bescheiden und frei von aller Anmaßung seist. Demut hege Gott gegenüber.

Übrigens ist zur Mäßigung unsrer Selbstüberschätzung das Leben selbst ein trefflich eingerichtetes Institut. Von allen Seiten her wird der Eigendünkel angegriffen, die Gebrechlichkeit unsres miserablen Körpers, die strenge Zucht des Schicksals, die Ungunst der Verhältnisse, der Druck der Dürftigkeit, die Konkurrenz mit andern: das alles gibt so volle Ladungen gegen das Carré des Hochmuts, daß man dem, der möglichst harmlos und unangefochten leben will, nicht dringend genug raten kann, sehr mäßig von sich selbst zu halten und gegen andre nicht Front zu machen.

Die drei Freunde.

Es war ungefähr drei Vierteljahre nach meinem Abgang von der Universität, als ich in einem Garten in S. zusammensaß mit zwei akademischen Bekannten oder Freunden

(man pflegt in diesem Alter keine scharfe Grenzlinie zwischen beiden zu ziehen). Der eine wie der andre waren junge Männer von vielen Fähigkeiten. Sie hatten sich nicht überstudiert, sondern in der Burschenwelt als flotte Studenten und tüchtige Fechter bedeutende Rollen gespielt. Ihre Eltern waren vom Mittelstande, ohne Vermögen. — Die Unterhaltung bezog sich auf Erinnerungen aus der Universitätszeit, ging aber bald über auf die Aussichten der Zukunft. Beide waren Praktikanten beim Landgerichte und hatten also dieselbe Laufbahn vor sich.

Wenn in dieser Stunde eine Wahrsagerin an unsern Tisch getreten wäre und den Mund zu Prophezeiung geöffnet hätte, so würde sie den drei Freunden folgendes haben sagen können:

„Der eine von euch wird seine Carriere auf demselben Posten beschließen, auf dem er sie im öffentlichen Dienste angetreten hat, und gleichwohl wird er bis nahe an die Schwelle des höhern Alters leben. Er wird aber die Geltung als solider Mann, deren er sich jetzt erfreut, nicht behaupten, sondern unter sich selbst herabsinken und ruhmlos, spurlos aus der Welt gehen.

„Der andere wird es bis zum Minister bringen und als Staatsrat seine ruhmvolle Laufbahn beschließen. Gratuliere, künftige Exzellenz!

„Der dritte wird mit seinem Lebenslos zufrieden sein."

Was würden die Freunde zu solcher Weissagung gesagt haben? Mit Lachen und Spott würden sie auf das bestimmteste versichert haben, daß keiner moralisch so

tief sinken könne, und daß ebensowenig einer sich einbilde, bürgerlich so hoch zu steigen. Und doch ist's also gekommen. Wie? —

Ich habe später keine Gelegenheit gehabt, jenen, den das schlimme Los getroffen, weiter zu beobachten. Aber das Schlechterwerden ist leicht, das Besserwerden schwer. Man darf sich nur gehen lassen in aller Gemütlichkeit, zufrieden mit seinen Leistungen, ohne Streben, sich selbst zu übertreffen, meinend, die Anerkennung werde schon von selbst kommen, so ist man schon auf dem Wege, der abwärts führt. Bald kommt dann gekränkte Eitelkeit und Verdruß über Zurücksetzung, deren Gründe man natürlich nicht in sich selbst sucht; dann werden die Leistungen noch ungenügender. Noch ein Schritt, und es tritt Gleichgiltigkeit ein gegen das Urteil andrer und die öffentliche Meinung.

Der andere aber, dem Glänzendes verheißen worden, setzte seine Ehre in die treueste und sorgfältigste Erfüllung seiner Pflicht. Unermüdet fleißig und gewissenhaft in seinem Amt, gefällig und dienstfertig, fähig, in seinen Geschäften immer den rechten Punkt zu treffen, gewandt und fertig als Arbeiter — so gelang es ihm, bei dürftiger geistiger Bildung, bei beschränktem Umfang des Wissens den Ruf eines großen Praktikers und durch diesen eine Reihe von Beförderungen zu gewinnen, deren letzteren er übrigens nicht mehr gewachsen war.

Facit: Der Charakter ist's, der das Lebenslos bestimmt. In manchen Fällen ersetzt er sogar den Mangel der Kennt-

nisse und Bildung. Nur nicht in einem gelehrten oder wissenschaftlichen Berufe.

* * *

Hiezu noch ein Nachtrag: Wenn ein junger Mann seine Schul- und Universitätsjahre mit Ehren absolviert, d. h. wenn er seinen guten Namen bewahrt und etwas Tüchtiges gelernt hat, so glaubt man ihn geborgen. Ist er ja über die gefährlichste Periode glücklich hinausgekommen, wie sollte er sich weiterhin nicht gleichbleiben? Aber es ist dem nicht immer so. Mir sind Beispiele bekannt, wo ein unbegreifliches Umschlagen ins Schlechte auch nach wohlbestandner Probe der Lehrjahre eingetreten ist. So wenig ist der Mensch seiner selbst gewiß. Darum, so wachet und betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet und das früher Errungene schmählich einbüßet.

Charakter.

Also Charakter ist's, was zu Ehre, Wohlstand und Glück führt. Was ist denn Charakter? Scharfe, bestimmte Umgrenzung des Ich durch unwandelbare, sittliche Grundsätze. Wie gelangt man zu solchem Gepräge? Durch Verkehr mit der Welt, wie es bei Goethe heißt, durch Erprobung seiner Kraft in mancherlei Verhältnissen, durch Gewinnung von Selbstvertrauen? — Klugheit, Vorsicht Gewandtheit, Geschicklichkeit kann man wohl gewinnen

durch Weltläufigkeit, aber auch Charakter? Vielleicht — vielleicht aber auch nicht. Sonst müßten ja gewisse Stände vorzüglich im Besitze des Charakters sein und wieder andre fast ausgeschlossen! — Im Stillen der Einsamkeit und Zurückgezogenheit? Beinahe noch leichter, sofern Studium und Nachdenken auf das Solide und Wesenhafte aufmerksam machen. Und doch nicht immer. Geht's vielleicht auf die Erziehung zurück und auf die frühesten Eindrücke und Gewöhnungen oder Verwöhnungen?

Aber wie kommt's, daß Brüder von gleicher Erziehung so oft gerade in dieser Beziehung einander so unähnlich sind?

Mir ist's gewiß, daß der Grund viel tiefer liegt. Der innerste Kern der Individualitäten selbst ist verschieden hinsichtlich seiner Festigkeit, locker und schwammig, so zu sagen, bei diesen und dicht und kompakt bei jenen. Kommen dann die Einwirkungen von außen, so leistet der eine viel, der andre wenig Widerstand.

Ist denn aber die Entstehung dieses Kernes nicht selbst wieder bedingt durch Zeiten und Nationalitäten und klimatische Einflüsse? Wer wird's leugnen? Aber nicht absolut bedingt, so daß der Freiheit und Selbstbestimmung kein Raum bliebe. Auch in sinkenden Zeiten fast allgemeiner Entartung können große Charaktere entstehen.

Was soll der Einzelne thun, besonders der junge Mann? Ich weiß nichts andres, als daß er sich beobachte und prüfe, ob er repulsive Kraft in sich entdeckt. Kann er nein sagen, wie Cato, und zurückweisen, wo

Pflicht und Gewissen es fordern? Kann er gegen Lust und Genuß feststehen? Diese Entdeckung wäre leicht gemacht. Wie aber weiter — wenn er fände, daß er das nicht kann, sondern jedem Zuge von außen oder innen nachgibt? — In diesem Falle hätte man sich zu stählen, hätte man sich etwa freiwillige Entsagungen und Versagungen selbst ganz unschuldiger Freuden aufzuerlegen. Eine Art Asketik wäre das einzige Mittel, dem Innern Konsistenz zu geben. — Aber es scheint, als ob sich solche Büßungen aufzulegen, selbst schon die That eines festen Sinnes sei und also gerade das voraussetze, was es oft bezwecken soll. So kämen wir in den circulus, der zu nichts führt.

Also: kannst du nicht stark sein, so meide wenigstens die Versuchung und halte Ordnung und Regelmäßigkeit im Lebensgang. Dazu bedarf es nur der Vernunft und Gewöhnung und des Pflichtgefühls. Du kennst deine Schwäche: so hüte dich vor ihr. Dadurch wird sie freilich nicht Kraft und Stärke, aber geschützt und bewahrt. Gelingen dir auch keine energischen Leistungen, so bleibt doch dein Ruf gesichert, und deine Wirksamkeit wird eine wohlthätige sein, sofern du nur nicht an einem Posten stehst, der sehr entschiedenes Eingreifen und beharrlichen Kampf mit Gegnern und Schwierigkeiten heischt.

Hintendrein.

Esprit d'escalier nennen die Franzosen den witzigen Einfall, der einem gekommen ist, wenn die Gelegenheit, ihn mit Effekt anzubringen, bereits vorübergegangen. Ähnliches besagt das deutsche Sprichwort von den Ratsherren.

Ist es aber nicht schimpflich, hintendrein erst zu wissen, was und wie man's hätte machen sollen? Besser, wenn man es sofort nicht gewußt, man wüßte es auch nachher nicht; so ersparte man sich doch die Reue. Jedenfalls ist der Prometheus der rechte Mann und der Epimetheus, der nach der That erst überlegt, der diable boiteux.

Aber leider sind das seltne Glückskinder, die das Rechte zur rechten Zeit treffen. Dazu gehört besonders Ruhe und Leidenschaftlosigkeit. Aber auch diese schützen nicht immer vor Mißgriffen, und die Dummheit ist ebenso oft kalt als heiß. Dazu hat man sich auch gar nicht immer der Dummheit anzuklagen, wenn ein tüchtiger Bock geschossen worden; denn nichts ist natürlicher, als daß man nach längerer Überlegung zu größerer Einsicht gekommen als nach kurzer, zumal wenn schon die beim ersten Angriff nicht vorauszusehenden Folgen sich einstellen. Nun — wenn das sero sapere, die späte Einsicht, unvermeidlich sein soll — nur keine Hauptmißgriffe in der Hauptsache! Nur nicht am Ende, auf der letzten Stufe der Treppe, das Wort: wir Narren haben des rechten Weges verfehlt!

Daß dem nur gegeben wird, der da hat, daß der nur etwas werden kann, der schon etwas geworden ist,

daß die Gegenwart schwanger geht mit der Zukunft, daß das Glück der Irrwisch der Narren und Gottseligkeit der Stern der Weisen ist: dies und ähnliches kann bei Antritt der Lebensreise, an der Schwelle des Rathauses, jeder wissen, und mehr braucht er nicht. Dann gleichen sich Irrungen in manchem einzelnen leicht aus, und das Ergebnis wird richtig, auch wenn in der Methode des Rechners nicht der kürzeste und geradste Weg eingeschlagen ward.

Irrtum.

Unermeßlich weit ist das Reich des Irrtums und der Täuschung, und man könnte sagen, die Wahrheit sei auf diesem immensen Felde eine bis zum Unsichtbaren feine Linie. Ganze Zeiten und Perioden laborieren an schweren Irrtümern in Bezug auf Anschauung der wichtigsten Dinge; die Irrtümer dominieren in Sachen der Religion und der Politik und der sozialen Verhältnisse, sie entzweien die Menschen, die ihren Irrtum als Wahrheit verfechten und den Fremder als Verstocktheit und Bösartigkeit verfolgen. Und außer diesen allgemeinen erst die zahllosen einzelnen, mit denen wir, jeder in seiner Haushaltung, gestraft sind! Irrtümer hinsichtlich der Schätzung unser selbst und unsers Nächsten, unserer Verfahrungsweise in tausend Dingen, unserer Bestrebungen und Hoffnungen.

Und sind denn die Irrenden gerade immer bornierte Köpfe ohne Umsicht und Überblick — oder nicht oft gerade

die scharfsinnigsten und gelehrtesten, und diese am unheilbarsten krank an den kräftigsten Verkehrtheiten? Wo fließt der Born der Wahrheit, wenn selbst aus der Bibel so oft die Lüge herausgelesen worden?

Charakter der Wahrheit, sagt man, ist ihre Unveränderlichkeit und Ewigkeit. Es sei — aber wie steht's um die „Wahrheiten?" Können diese nicht ihre Farbe wechseln und alt und unbrauchbar und mithin falsch werden und unecht? Ohne Zweifel. Und gerade mit diesen haben wir es im Leben meist zu thun.

Was ist Irrtum? Die mit der vernünftigen Objektivität nicht stimmende subjektive Meinung.

Was ist Wahrheit? — die mit ihr harmonierende Ansicht? Aber eben der Weltlauf, der doch gewiß das Objektive und das Wahre ist, zerstört den Irrtum und bekriegt die Wahrheit; man sollte meinen, er vertrage sich mit keinem von beiden.

Im Praktischen halte du dich stets an das Anagramm auf die Frage des Pilatus „was ist Wahrheit?" — der Mann, der vor dir steht: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."

Wenn Christi Leben das seiner Gemeinde werden soll, so wird auch seine Wahrheit die ihre werden. Und diese wird in den Seelen zum flammenden Feuer, das des Truges Unkraut und dürres Holz verzehrt und in diesem Vertilgungsprozeß so lange fortfährt, bis die alte Welt verschwunden ist.

Rat.

Guter Rat wird oft in der Welt vom einen verlangt, vom andern gegeben, aber nur in sehr seltnen Fällen wird er befolgt. Der Fragende ist immer schon zum voraus geneigt und bestimmt, dies oder jenes zu thun: sein Fragen will eigentlich nur wissen, ob der andre dasselbe meint. In diesem Fall wird seine Inklination Entschluß; im entgegengesetzten nimmt er deinen Rat nicht an. Dazu glaubt er, mit der Frage um Rat dir eine besondere Ehre zu erzeigen, so daß eigentlich du ihm dafür verbunden sein sollst. Und er hat nicht Unrecht; denn wirklich feiert deine Eitelkeit einen Triumph, wenn die Einsicht eines andern zu deiner höhern als wie zu einem Orakel den Rekurs nimmt. Gleich bist du mit deiner Antwort fertig, um ihm zu zeigen, daß er sich an den rechten Mann gewendet.

Wenn du der wirklich bist, so wirst du in den meisten Fällen, wo sich's um zweifelhafte Wahl handelt, so verfahren, daß du nicht direkt zu dem oder jenem rätst, sondern dem Fragenden die Verhältnisse möglichst klar auseinandersetzest. Ein Dritter, Nichtbeteiligter hat darüber oft ein weit richtigeres Urteil als der in ihnen Befangene. Zeige ihm die möglichen Chancen, was er hier und so — verliert, was er dort und in andrer Weise vielleicht — gewinnt, beleuchte Nutzen und Ehre auf beiden Seiten und laß ihm selbst die Wahl, ohne seiner Entscheidung vorzugreifen. So bist du nicht verantwortlich, wenn etwa

die Sache nicht nach Wunsch ausfällt, und der andre ist in seiner Freiheit nicht beschränkt. — Oft aber wird auch Rat gegeben ohne vorhergehende Frage, wie wenn der Meister dem Schüler, der Höhere dem Niederen beiläufig und gesprächsweise etwas zu thun oder nicht zu thun empfiehlt. Das geschieht oft nur andeutungsweise und indirekt, z. B. „ich habe in Ihrem Alter, in Ihren Verhältnissen es so gemacht." — Hier beachte, wer der Ratende ist. Die Winke der Klugen sind oft von hohem Werte, und thöricht wäre, wer sie unbeachtet ließe.

Endlich noch dies: Dein Verstand kann leicht irren, nicht leicht aber dein Gewissen. Wo dieses warnt — es ist aber die Warnung jedesmal auch ein Rat — da folge, ohne viel zu erwägen.

Fortuna.

Seneca sagt oft, wir seien im Reiche Fortunens, d. h. Zufällen und Ereignissen preisgegeben, deren Bestimmung nicht bei uns stehe, und zwar meist widrigen, feindlichen, störend in den Zusammenhang unsers Lebens eingreifenden. Möglichkeiten der schlimmsten Art sind gegeben zugleich mit unserm Menschenlose, und manche derselben tritt oft ohne unser Verschulden in die Wirklichkeit überraschend ein. Wir müssen's uns eben gefallen lassen, unter dem Gesetz sind wir geboren, alles anzunehmen, wie es kommen mag.

Wenn dem so ist, so könnte man raten, Fortunen möglichst wenige Blößen zu geben, gegen die sie ihre Angriffe führe, wenigstens nicht solche, die vermieden werden können. Der Rat ist nicht unbrauchbar.

Man sagt freilich: „wer nichts wagt, gewinnt nichts". Doch er verliert wohl auch nichts und meidet die Unklugheit, die so oft ins Verderben führt. Laß es, wo du nicht mußt, nirgends auf den Zufall ankommen, jage dem Glücke nicht nach: es ist ein Irrwisch, der in Sümpfe führt. Wolle nicht reich werden und überhaupt nichts erreichen, bei dessen Verfolgung du über die Grenzen deiner Kraft und Verhältnisse hinausgreifst ins Gebiet des Unsichern und Gefahrvollen.

Aber dehnt nicht der Unverstand die Grenzen des Fortunagebietes ungebührlich aus? Ich meine, setzen wir nicht vieles auf Rechnung des Zufalls, was auf unsre eigne gehört und in Zusammenhang mit unsrer sittlichen Beschaffenheit und unserm Thun und Verhalten steht? Wer zweifelt? Unsre Schuld ist es, die so oft ein Mißgeschick herausfordert, das dann, wenn der Zusammenhang nicht unmittelbar einleuchtet, höchst ungeschickt Fortunen aufgebürdet wird. So daß es also offenbar für den Verständigen ungleich weniger Zufall in der Welt gibt, als für den Thoren.

Fortuna heißt Glück und Unglück. In welcher Gestalt tritt sie häufiger in unser Leben ein? Wir sind an die guten Tage so gewöhnt, daß wir sie als Normalstand wie ein gutes Recht fordern und gar nicht als Glück in

Rechnung bringen. Es muß etwas Unerwartetes, Außerordentliches sein, das uns erfreulich überrascht, wenn wir von Glück sprechen. Wie unrecht zugleich und undankbar! Wenn du den Tag über gesund warst und Nahrung, zweckmäßige Beschäftigung und im Winter eine warme Stube gehabt hast, wenn im Hausstande alles in Ordnung war, und keine Sorge deine Ruhe im Schlafe bedroht — so sage: ich war glücklich und beglückt und danke Gott von Herzen. Denn siehe, es könnte auch wohl ganz anders mit dir stehen.

Die Störungen aber, die in den gleichförmigen Beruf deines Lebens eintreten, nenne diese nicht Unglück! Sie sind teils wohlverdiente Züchtigung zur Gerechtigkeit, teils Anreizungen deiner Kraft und also Probeaufgaben, teils heilsame Demütigungen eines unziemlichen Dünkels. Unglück nennt sie, wer ihre Bedeutung nicht kennt. Für den echten Christen gibt es überhaupt gar kein Unglück; dies existiert bloß in der Denkweise des Weltkindes.

Manches andere, was unter diese Kategorie gestellt zu werden pflegt, liegt im Weltlaufe und im allgemeinen Gange des Lebens, von dem der Einzelne keine Ausnahme zu seinen Gunsten zu verlangen berechtigt ist.

Aber auch dies ist befaßt unter jene drei Punkte: Züchtigung, Probe, Demütigung.

Will man aber überhaupt den Wechsel freudiger und widriger Ereignisse, den man im Leben durchmachen muß, mit dem Ausdrucke „Reich Fortunens" bezeichnen, — immerhin! Wird er dir sehr schwer, so denke: „Es

ist noch eine Ruh vorhanden für jeden gottergebnen Geist."

Jenes Reich hat seine Grenzen; aber das Gleichförmige, Ungestörte, Beharrende, nach welchem du dich im Weltgetümmel oft sehnest, muß zuvörderst in dir selbst begründet sein, ehe es auch von außen an dich kommen kann.

Der Feind.

Ein Soldat ist der Mensch, dieweil er lebt, aber nicht Soldat in Friedenszeit auf der Wachparade, sondern fort und fort im Kriege, auf dem Felde, umlauert von Feinden. Und von welchen? Wahrlich von mächtigen, listigen, schonungslosen. In ihrer Schlauheit und List liegt vornehmlich ihre Stärke. Sie nehmen die Miene der treuesten Alliierten an, wie im Seekrieg oft ein Kriegsschiff befreundete Flagge aufsteckt, und plötzlich demaskieren sie sich und triumphieren höhnend über den betrogenen Thoren.

Wie heißen sie? — Leichtsinn, Hochmut, Trägheit. Und für was geben sie sich aus? — Der Leichtsinn für heitere Unbefangenheit im Lebensgenusse, der Hochmut für gerechtes und edles Selbstbewußtsein, die Trägheit für Berechtigung des Talentes, sich über das Bagatell hinwegzusetzen, mit dem die Geistesschwachen sich abochsen.

Aber nicht einzeln rücken sie gegen dich ins Feld, sondern gewöhnlich unter sich verbündet, gewöhnlich auch

mit andern Bundesgenossen verstärkt. Deine Sinnlichkeit suchen sie zu bestechen und den religiösen Unglauben, wenn sie ihn in dir wahrnehmen, auf ihre Seite zu ziehen. Gelingt es ihnen, dich zum Zweifler an Gott und seinem Wort, und vom Zweifler zum Leugner zu machen — und das ist ihnen bei Unzähligen schon gelungen — so ist deine Niederlage entschieden.

Und bei ihnen heißt es nicht: „Den Sieg zu erringen verstehst du, Hannibal, aber ausnützen kannst du ihn nicht“ — sondern unbarmherzig verfolgen sie die errungenen Vorteile, nicht eher ruhend, als bis sie auf den rauchenden Trümmern und Ruinen deiner Ehre, deines Glückes, deiner Hoffnung stehen. Der Qualm, der von der verödeten Stätte aufsteigt, ist ihnen süßer Opferduft.

Doch hast du auch in dem gefährlichen Kampfe mächtige Helfer — wenn du sie als solche anerkennen und gebrauchen willst. Unter dem Bilde der Rüstung, womit angethan der wackere Krieger ins Feld zieht, nennt sie Paulus.

Für deine Lebensverhältnisse möchte ich sie so bezeichnen:

Vor allem Glaube und Wort Gottes und im Glauben fleißiges Gebet. Das sind die Alliierten aller Christen in der streitenden Kirche, die treuesten, sichersten.

Dann Fleiß in wissenschaftlichen Studien und in Besorgung des Berufes. Die Wissenschaft hat ein göttliches Element in sich, das dem Bösen den Zugang verwehrt, und der Beruf ist göttlicher Auftrag.

Damit verbunden eingezogenes und regelmäßiges Leben, bürgerliche Häuslichkeit. An diese gewöhne dich! Das sind unübersteigliche Bollwerke gegen List und Gewalt.

Aber bei allem behalte den Spruch der Freimaurer „Traue Gott — mißtraue dir!“ immer im Herzen und im Gedächtnisse.

Prophetie.

Das Zukünftige möchte man gerne wissen, besonders die eigne Lebenszukunft. Auf der Basis dieses Wunsches hat der Aberglaube und Betrug ein Labyrinth von Täuschungen aufgebaut.

Der Klügere überläßt Gott seine Schicksale und thut seine Schuldigkeit. Wandelt ihn aber doch auch bisweilen der Kitzel an, jenen Schleier zu lüften, so können ihm dazu folgende Zaubersprüche behilflich sein:

Lerne, was das Wort Mensch bedeutet und sage dir dann „Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches achte ich mir fremd.“ Der Wechsel guter und böser Tage, die Schläge des Geschickes, was Schmerz heißt, trifft unfehlbar auch dich, und von den Freuden des Daseins kommt ein guter Teil gleichfalls an dich; es wird von dir abhängen, ein wie reiner und edler oder gemeiner und unwerter. Das Spezielle aber, wie eben Leid oder Freud bei dir eintritt, ist von keinem erheblichen Belange.

* * *

In deiner Vergangenheit liegt das Geheimnis deiner Zukunft. Verstehst du diese? Kannst du den Spiegel des Präteritums reinigen von den Trübungen der Selbsttäuschung und hast du den Mut, vor dem klaren Glase festen Blickes zu stehen: so ändre nur den Namen und sage, du habest in den Spiegel der Zukunft geblickt. Was der Mensch wert ist, das widerfährt ihm.

* * *

Aber auch den Guten geht es ja bisweilen sehr schlimm. Wirklich? O halte dich doch an den Sokratischen Satz, daß es dem braven Manne nimmer schlimm gehen könne, und an das Wort der Schrift, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge sich zum besten kehren müssen!

* * *

Kannst du dich über die nebligen Niederungen, in denen Lust und Leid ihr Spiel treiben, erheben auf die Spitzen der Anschauung, und bist du dir eines würdigen und kräftigen Strebens bewußt: so weißt du alles und brauchst nicht mehr zu fragen.

Was kann dir das Glück geben oder nehmen? „All deine Habe trägst du bei dir.“

Die Autoritäten.

Wir leben so gerne nach Autoritäten und decken uns durch Beispiele und Exempel. Freilich nicht durch schlechte und unedle, es müßte denn einer selbst schlecht sein, wohl aber treiben wir es nach guten Autoritäten, die wir von ihrer fehlerhaften Seite auffassen. Nicht leicht gibt es an uns eine Schwäche, eine schlimme oder doch unlöbliche Gewohnheit, die wir nicht gegen uns selbst entschuldigen mit dem Exempel vorzüglicher Männer, die auch damit behaftet waren. Eine üble Sitte, vor der schon Horaz warnt.

Nicht einmal ihre Tugenden sind geradezu ohne alle Kritik nachzuahmen, weil sie selten rein, ohne irgend welchen Zusatz fehlerhafter Eigentümlichkeit waren oder doch ein so individuelles Gepräge führten, daß wir sie uns nicht ohne mancherlei Modifikationen aneignen könnten.

Besonders hat man Ursache zur Vorsicht in der Nachahmung solcher Personen, die man gekannt und geliebt hat, und die uns in vieler Hinsicht mit Recht verehrungswürdig erscheinen. Warum? Weil die Liebe selbst auch die Fehler uns schön finden läßt.

Sollen wir also gar nicht nach Vorbildern leben, sondern uns an den reinen, abstrakten Pflichtbegriff halten? Aber das ist nicht so leicht möglich und nicht in der Natur des Menschen liegend. Nein, suche du immerhin schöne Beispiele in deiner eignen Umgebung und wo sonst immer. Das Suchen und Finden ist belohnend. Aber lege dir diese

zurecht und ergänze, reinige sie, erhebe sie mit Hilfe der Idee zur wahren Musterhaftigkeit.

Jugend und Älter.

Sei alt in der Jugend, so hast du Hoffnung, jung zu sein im Alter. Es ist das ein Oxymoron, aber es ist wahr und ist möglich. Wie?

Nun was ist denn das Alter? Ein Alpha privativum, eine Negation. Antizipiere diese in jungen Tagen, so bist du alt im besten Sinn. Negiere die Lüste der Jugend, streife ab von dir den jugendlichen Dünkel, den Leichtsinn, die eitlen Hoffnungen, die Rücksichtslosigkeit, die Gleichgiltigkeit gegen das Nützliche, das zwecklose Treiben im Nichtigen: dessen entschlage dich — so hast du jenen greisen Zug, den Cicero an der Jugend so schön findet. Dann kannst du hoffen, daß Lebensfreudigkeit, daß rüstiges Streben, daß heitre Hoffnung, ja selbst, daß körperliche Gesundheit und Frische, also daß die Zierden der Jugend dir noch in den späten Zeiten zur Seite stehen werden.

Ich füge noch ein zweites Oxymoron hinzu: Stirb vor dem Tode, so lebst du hernach.

Es ist dies beinahe dasselbe. Denn auch der Tod ist Negation und Privation. Kannst du das Ungöttliche, dessen so viel am Menschen ist, bei Leibesleben ausziehen, so bleibt das Göttliche zurück, vor dem der Tod tiefen Respekt hat. Siehe, es verhält sich mit der Auflösung, die

der Tod bewirkt, nach einem chemischen Gesetze. Salpetersäure löst wohl Silber auf, aber nicht Platina. Wenn aber Platina mit Silber legiert ist, so löst sie beide mit einander auf, und Platin wird oxydiert.

Anwendung: Ist eine Psyche mit dem Leibe in der Art legiert, daß sie seine sinnlichen Lüste, besonders seine verkehrte Liebe in sich eingesogen hat und von ihnen ganz durchdrungen ist, so tritt das Naturgesetz ein, demzufolge Zersetzung herbeigeführt wird durch Berührung mit einem Körper, der sich selbst im Zustande der Zersetzung befindet.

Merke dir dies Gesetz besonders auch in Beziehung auf Umgang und Freundschaft. Hier gilt es so gut als im Reiche der Chemie.

Haß.

Der Haß ist eine Empfindung, ein Seelenzustand, der selbst hassenswürdig ist, weil er das Gemüt verschlechtert und zugleich unglücklich macht. Wen willst du denn hassen? Den Bösen? Kennst du die Quellen, aus denen das Böse fließt, so kannst du ihn nur bemitleiden. — Den Unmoralischen? Erkenne in ihm Schwäche und Unvermögen. — Aber deinen Beleidiger und Feind? Prüfe dich selbst, ob nicht vielleicht du den Anfang zu Mißhelligkeiten gemacht hast, und wenn es wirklich der andere war, so verzeihe. Setze es auf Rechnung der Leidenschaft, des

Mißverständnisses, der menschlichen Eitelkeit, und vergiß, was vorgefallen. Thue das, wenn auch nicht um des andern, doch um deiner selbst willen.

Nimm aber durchaus nicht Anteil am Hasse anderer. Dein Freund ist vielleicht verfeindet mit einem Dritten; nun, so halte dich neutral, „keinem zu Lieb und keinem zu Leid". Wie weißt du, wenn du jenen nicht gehört hast, wer schuldig ist? An der Freundschaft des Freundes nimm Teil, wenn es möglich ist, nie aber an seiner Feindschaft. Es verstößt das schon gegen die Regeln der Klugheit.

Haß führt zu Rache, jede Rache aber ist unedel, es sei denn die, daß du den andern durch dein Benehmen gegen ihn beschämest und zur Reue bewegest.

Selig sind die Friedfertigen, die Versöhnlichen. Es thut wohl, sein Register von Bekannten durchzugehen und keinen darunter zu finden, gegen den man Bitterkeit im Herzen trägt.

Wir Zeitgenossen sind Kinder eines großen Gotteshauses, wir berühren einander nur im Vorübergehen. Ist das Erfreuliche bei solchen Berührungen nach dem Gesetze des Lebens nur ein flüchtiges, so soll das Verdrießliche nach dem Gesetze der Pflicht nicht minder vergänglich sein.

Selbstverachtung.

Die vom Menschen und also auch von sich selbst klein denken, sprechen so:

Woher bin ich? — Frage die Ärzte, sie sagen dir's!

Wer bin ich? — Spottgeburt, wie Faust sagt, der Traum eines Schattens, wie Pindar.

Wie lang lebe ich? — Ein paar Momente in der Zeiten Unendlichkeit.

Was vermag ich? — Alles gehen zu lassen, wie es geht und ohne mich auch gehen würde.

Was erkenne ich? — Im besten Falle ein Rätsel, das aus einem noch tieferen hervorgeht.

Bin ich unentbehrlich? — Frage die Leichensteine auf den Kirchhöfen!

Die vom Menschen groß denken, reden anders:

Woher bin ich? — Aus Gott, vom höchsten, ältesten Adel.

Wer bin ich? — Wenn du wolltest, der Triumph und das Meisterstück der Schöpfung.

Wie lang lebe ich? — Gerade lang genug, um Herrliches zu gestalten.

Was vermag ich? — Gottes lebendiges Bild darzustellen.

Was erkenne ich? — Vielleicht mich selbst, und das wäre genug.

Bin ich unentbehrlich? — Ja, für was wäre ich denn geschaffen?

Wer von beiden hat Recht? — Vielleicht beide. Denn wer sich selbst für verächtlich, für ein Nichts hält, der kann es leicht dazu bringen, nichts zu werden — wenn er es nicht schon ist.

Wer aber sich selbst nach Kern und Wesen und Berufung hoch achtet, wer sich nicht durch den falschen Schein der Kleinheit täuschen läßt, sondern das Große im Kleinen, das Ewige im Zeitlichen, den Geist im Fleische, den Herrn im Knechte zu erkennen und lebendig, thatkräftig zu begreifen vermag: ist der im Irrtum?

Anhalten.

Geübte Reiter können ihr Pferd im schnellsten Laufe anhalten, so daß es feststeht wie eine Mauer. Dies Anhalten im Laufe sollte man im sittlichen Leben zu praktizieren wissen, wenn die Leidenschaft mit der Vernunft durchgehen will — — — wenn der Zorn kommt, wenn die Lust reizt — — wenn die Gemütlichkeit im Strome der Rede Geheimnisse ausplaudern will — — wenn Trinklust das Maß nicht einhalten mag.

Aber mitten im Laufe, wie beim Reiter, macht sich das Kunststück nicht, oder es wäre zu spät: „Sträube dich gleich beim Beginn!“ Hier muß der erste Moment ergriffen werden; den übersehen, heißt das Spiel verlieren. — Kann man das lernen? Vielleicht, wenn man seine schwache Seite kennt und Witzigungen benützt. Vielen

freilich kommt ihr Temperament zu Hilfe — man möchte sie beneiden, wenn sie sonst keine langweiligen Philister sind.

Es ist ein wildes, unbändiges Pferd, das an den Wagen des Lebens gespannt ist; gleich packt es den Zügel mit den Zähnen und reißt aus. Die Kutscher aber — Gott erbarm's! kaum ein Gespann von Kühen können sie gehörig lenken.

Man möchte sagen, die Mischung von Vernunft und sinnlichem Trieb sei in der Menschennatur verfehlt, wenn solche Rede nicht vorwitzig und unfromm wäre.

Familien-Schicksale.

Ein Egoist ist der junge Mensch, und zwar ein ausgemachter, der an den Schicksalen anderer nur eben so viel Anteil nimmt, als sie ihn unmittelbar selbst berühren. Es nimmt ihm dies auch niemand übel, weil es so im Laufe der natürlichen Entwicklung liegt, daß man lange auf sich selbst angewiesen ist, bevor man aus sich hinaustreten kann. Und doch, wenn es Aufgabe ist, der Zeit durch Besinnung vorzugreifen, wäre es ratsam, daß man sein Herz schon in der Jugend erweiterte zur Teilnahme an den Schicksalen anderer.

Wie viel gibt es hier zu lernen und zu beherzigen! Wer eine Familiengeschichte vom Großvater bis zu den Enkeln verfolgen könnte so zwar, daß er Sinn und Geist, Gesittung und Lebensweise der Familienglieder, Führung

des Haushaltens und was dabei richtig getroffen oder verfehlt worden, klar übersähe: wie würde der seine Lebensanschauung berichtigen und seine Menschenkenntnis bereichern lernen! Eine Reihe von Wirkungen würde er überblicken und eine Harmonie der Schicksale mit dem innern Wesen und Gehalte, aber mitunter auch manches Rätselhafte und Widersprechende; jenes zur Befestigung seiner Grundsätze, dieses zur Warnung gegen stolzes Selbstvertrauen.

Es gibt bejahrte Frauen, die manche Familiengeschichte in scharfer Zeichnung darzustellen wissen. Auf diese merke, auch wenn dich die Familie, von der sie erzählen, gar nichts angeht; sie geben Moral in Beispielen, Lebensbilder voll Bedeutung, ich möchte sagen — eine Weltgeschichte im kleinen.

Beauftragt.

Beauftragt sind wir Menschen vom großen Dienstesherrn, und der besondre Auftrag, den jeder zu besorgen hat, ist sein Talent, seine Kraft.

Das ist vornehmlich sichtbar an denen, die außerordentliche Missionen zuerteilt erhalten, an den welthistorischen Persönlichkeiten. Die enorme Kraft, die sie entwickelt haben, das unerhörte Glück, das ihre Wagnisse begleitete, die großen Wirkungen, die von ihrem Thun auf weite Kreise übergingen, lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß sie Sendboten waren.

Aber auch wir sind Beauftragte im regelmäßigen Dienste, Angestellte von der höchsten Weltregierung, und unsre Verrichtung ist keine entbehrliche. Keiner ist eine Null, wenn er sich nicht selbst dazu degradiert. Es ist gut, sich hievon Überzeugung und stets waches Bewußtsein zu schaffen. Sonst ist man gar sehr geneigt, sich thatenlos ins Zentrum zu stellen und die Welt um seine eigne Person kreisen zu lassen. Dabei ist aber die Einrichtung so getroffen, daß, was du für andere bist, immer auch auf dich selbst zurückgeht, und daß du um so reicher wirst, je mehr du an andre von dem Deinigen verteilst. Du kannst also nicht besser für dich selbst sorgen, als wenn du bemüht bist, deinen Mitmenschen möglichst nützlich zu werden.

Wenn man aber bedenkt, wie schlecht ein guter Teil seinen Auftrag vollzieht, so erstaunt man über die Weisheit dessen, der trotz der Unfähigkeit und Unwilligkeit so vieler seiner Diener gleichwohl sein großes Werk zum sichern Ziele führt.

Welche Maßregeln müssen hier wirksam sein, um so viele Dienstesvergehen, so unzählige Veruntreuungen und Mißgriffe gutzumachen, so viele Verirrungen in die Bahn zu lenken, so vielen Egoismus gemeinnützig zu machen!

Praktiker — Ideologen.

„Glücklich die Praktiker, denn ihrer ist das Erdreich." Das steht mit großer Schrift im Buche der Weltgeschichte geschrieben. Oder waren nicht die Römer in der alten, sind nicht die Engländer in der neuen Zeit die großen Praktiker? Und wie weit haben sie es gebracht im Vergleiche mit den Ideologen, z. E. den Griechen und den Deutschen!

Aber wer ist denn praktisch? — „Der das, was ihm frommt, im voraus erwägt", um mit Horaz zu reden. Haben möchten freilich alle das Nützliche, aber schaffen wollen sie es nicht, weil das Entsagung kostet. Auch nicht einmal fest ins Auge mögen sie es fassen, sonst würden sie andre Anstalten treffen und anders die Mittel und Gelegenheiten beachten. Wenn ihnen einer sagt: willst du Nützliches, so lerne und arbeite, spare Zeit und Geld, befreunde dich mit den Menschen — — ei, da hört man nur mit halbem Ohre.

Wer ist praktisch? Der Umstände und Verhältnisse sorgfältig erwägt, der das Maß seiner Kräfte zu beurteilen, der den richtigen Zeitpunkt zu benützen, der die Bedingungen alle zu überschauen versteht.

Aber dieser traut sich zu viel, jener zu wenig zu; dieser verpaßt die Gelegenheit, jener greift ihr täppisch vor; der überläßt sich dem Laufe der Ereignisse, ein andrer will alles anders als wie es kommt.

Wer ist praktisch? Der in den Spiegel seiner

Lebensvergangenheit richtigen Blickes zu schauen versteht. Denn so wie die Völker unpraktisch sind, die aus dem Kontext ihrer Geschichte herausfallen, so ist der Mensch unpraktisch, der aus seiner Bahn exorbitiert.

Wer ist praktisch? Der tüchtig das Seine thut, sich aller Vielgeschäftigkeit enthaltend. „Eines ist not.“

Wer noch? Der mehr fürchtet als hofft, der überall die Schwierigkeiten erwägt, ohne sich jedoch feig zurückzuziehen, wo Vernunft und Pflicht rufen.

Mit einem Worte: Der Klugheit verbindet mit Thatkraft.

* * *

Im Gegensatze zu dem Praktischen steht freilich überhaupt der Träumer, der Tölpel, der Linkische und was sonst noch zum Gelichter der inertium, der einfältigen Kerle gehört. Aber nach neuerem Sprachgebrauch und nach alter Praxis auch der Ideolog.

Wer ist das? Nun, der Ideen mit Liebe nachhängt und sich an ihre Verwirklichung wagt. Napoleon soll die Deutschen Ideologen genannt haben. Das Motto der Ideologen wäre also ungefähr das: Wage du zu hoffen und zu träumen.

Also die Idee ist das Unpraktische, weil sie das Unausführliche, Unmögliche und mithin das Ungereimte ist, insofern sie sich nicht auf das Gegebene und Wirkliche reimen will.

Was ist aber Idee? Musterbild des Vollkommenen,

sagen sie, aus dem Himmel herabgerufen, das wie eine tropische Frucht in der kalten Zone nicht gedeihen kann; ein Ruhepunkt für die des Unvollkommenen müde Phantasie; ein farbiges Meteor.

Glaube das ja nicht. Alles Große in der Geschichte ist Geburt aus der Idee, und zwar Geburt wie Pallas Athene, mit Schild und Schwert, höchst energisch eingreifend in alles, rastlos, und also durch und durch praktisch. Ruhig ist nur ihr Abstraktum, das Ideal.

Die Wissenschaft, die Kunst, das Leben sind durchdrungen von Ideen, die sich Bahn brechen und sich in den mannigfaltigsten Formen ausprägen, und je edler einer ist, desto eifriger arbeitet er im Dienste einer Idee.

Sollte also die theoretische Betrachtung derselben etwas Mißliches sein, das zu gar keiner oder zu verkehrter und lächerlicher Praxis führt? Das ist schon deswegen unmöglich, weil jede Idee ihr Maß in sich selbst führt, das den, der es in ihr gefunden und erkannt hat, gegen alle Schwindelei schützt.

Vielmehr die rechten Theoretiker sind die rechten Praktiker, weil sie das Ziel kennen, dem sie zustreben, und die Schranken, innerhalb deren sie sich zu bewegen haben. Aber die ideenlosen Praktiker — das sind die Pfuscher. Denke nur an Staatsmänner wie Perikles, Stein (und Bismarck, setzt der Herausgeber hinzu) — und an ihre Gegenbilder, die durch keine Ideen in der Verdauung gestört werden.

Wer sind also die Ideologen im gewöhnlichen Wortsinn? Die, welche Ideen in der vulgären Bedeutung pflegen, wo das Wort gleichbedeutend ist mit Chimäre, also die captatores inanium. Ist aber die Idee nicht das Leere, sondern das Volle, nicht das Matte, sondern das Kräftige, nicht das Erträumte, sondern das Wirklichwahre, so sind die sogenannten Ideologen grade diejenigen, welche der Idee bar sind, und das edle Wort Idee hat sich eine unverdiente Mißhandlung gefallen lassen müssen.

Wohl sind die Bestrebungen verschieden, und manche Völker sowie manche Individuen neigen sich mehr zum Theoretisch-Spekulativen, andre mehr zum Ausbau des im gewöhnlichen Leben Nützlichen. Beides hat seine Berechtigung und beides, gehörig betrieben, seine Früchte. Aber wenn Macaulay Bacon über Platon stellt, weil letzterer nicht den Anstoß zu Erfindung der Dampfmaschinen u. dgl. gegeben habe, so läßt er gänzlich außer acht, daß die Menschheit auch noch andere und wohl höhere Interessen hat als die auf den gemeinen Nutzen abzweckenden, und daß den Platon seine Weisheit zu einem göttlichen Leben im Elemente des Wahren und Schönen geleitet, den Bacon aber seine Nützlichkeitslehre nicht gehindert hat, ein recht schlechter Mensch zu sein.

Der Conatus.

„Das ist de conatu zu verstehen“ — so sagen nicht selten die Grammatiker, wo in rhetorischer Ausdrucksweise statt des Willens oder Unternehmens gleich die That selber gesetzt wird.

Aber wahrlich, es gibt auch Menschen, die ex conatu zu interpretieren sind, d. h. bei denen immer Wollen und Beginnen die Stelle der That eingenommen haben, die also in vielfachen Anfängen stecken geblieben sind. Besonders unter den Studierenden sind diese Conatusmenschen gar nicht selten. Dies Studium soll gemacht, dies Pensum absolviert, diese Einsicht oder Fertigkeit gewonnen werden. Frisch darüber her! Mit Feuereifer geht's einige Tage, wohl auch einige Wochen — siehe, da reißt der Faden: etwas anderes wird vorgenommen; es ist ja auch nützlich und nötig. Nun kehren sie zum Vorigen gar nie oder erst nach langen Zwischenräumen zurück, und mit dem Neuangefangenen halten sie es ebenso; alles ansatzweise, fragmentarisch, nichts ganz und vollständig.

Wie kommt das? Weil sich unerwartete Schwierigkeiten zeigen, oder weil ihnen der Gegenstand trocken und langweilig vorkommt, oder weil mittlerweile ein andrer sie mächtiger angezogen. Aber dies Verfahren wird ihnen bald zum Habitus, so daß sie nicht anders mehr können — sie müssen in ihren Studien immer frische Reize durch Neues applizieren, sonst ermatten sie und lassen lieber alles zusammen liegen.

Soll ich sagen, was dabei herauskommt? Als ob sich das nicht von selbst verstände! Lieber will ich warnen: so mache es nicht; gib dir nicht nach, sei hart gegen dich selbst und sage dir, so oft die Lust zum Abspringen kommt, daß dies der gerade Weg zur Pfuscherei sei, zur Erbärmlichkeit.

Entschuldigungen.

Sowie das Leben voll von Fehlern, Mißgriffen, Irrungen, Unvorsichtigkeiten, Übereilungen, Versäumnissen ist, so haben auch die Menschen alle Taschen voll Entschuldigungen, wahren, halbwahren, ganz unwahren. Selten wird einer gestehen; er leugnet oder mildert doch und wälzt von sich ab. Natürlich, es ist das die Waffe, womit man sich zu schützen sucht. Und doch, je gemeiner und ungebildeter einer ist, je öfter und dreister gebraucht er Ausflüchte, und je besser und edler er ist, desto offener gesteht er, geirrt, gefehlt zu haben. Aber nicht nur gegen andere, sondern gegen sich selbst entschuldigt man, was unrecht war. Und kann einer nicht weiter, so denkt er doch: nun ich bin eben einmal so und kann mich nicht anders machen.

Wie steht es aber mit der Annahme der Entschuldigung von seiten anderer? Diese hängt in vielen Fällen von der Geltung ab, die du im ganzen bei ihnen hast. Manche sind auch gutmütig und tolerant nach dem Satze „leben und leben lassen!“

Wer aber am schwersten und seltensten damit abzuspeisen ist, wer alles auf ein Kerbholz eingräbt und zu seiner Zeit die Rute hervorlangt und den Lügner, den Leichtsinnigen mit seinen Ausflüchten heimschickt, das ist das eigne Schicksal im Laufe der Zeit, in der Entwicklung der Folgen. „Worin sich einer versündigt, in ebendem wird er gestraft.“ Doch nicht immer gerade „in ebendem“, oft in etwas Ähnlichem und Verwandtem.

Ganz und halb.

Mache, daß du ein ganzer Mensch wirst unter dieser Menge der halben.

Wer ist ganz? Der vollständig das ist, was er sein will und sein soll, der seines Faches Meister ist. Das sind aber immer nur wenige. Warum? Weil selbst die Fähigen, die es sein könnten, sich durch „Buhlschaften“ den Handel verderben. Sowie aber die Ehe, der Hausstand nichts taugt und keinen Segen in sich hat, wo Mann oder Frau heimliche Liebschaften pflegen, so wird auch der Beruf schlecht ausgefüllt, wo man mit vorwiegender Neigung Allotria treibt.

Entschließe dich, vieles nicht zu kennen, nicht zu verstehen, nicht berührt zu haben. Bleibe deiner Hausfrau treu und gewinne sie, und nur sie, täglich lieber. Respektabel ist, und sei er Schuster oder Schneider, der seinem Geschäfte gewachsen ist. Alles, was draußen liegt,

gehört höchstens für Nebenstunden, die der Erholung, dem Ausruhen gewidmet werden. Die Strafe der Halbheit ist ein böses Gewissen, der Lohn des „Ganzsein" ist Sicherheit, Ruhe, innerer Halt.

Ehre Gottes.

„Zur größeren Ehre Gottes" — das war die Firma, unter welcher je und je von Fanatikern sehr viel Böses und Entsetzliches verübt worden ist.

Und doch gibt es keine schönere Lehre als die: Lebe zur Ehre Gottes. Wenn die Himmel seine Ehre erzählen und die Veste seiner Hände Werk rühmt, wenn ein Tag dem andern und eine Nacht der andern sie verkündet: sollte denn der Mensch so herz- und danklos sein, nicht dasselbe zu thun?

Wie aber? „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" so lobt er den Herrn, und so kann er am Schlusse des Lebens sagen: ich habe an dich geglaubt.

Man könnte die Formel auch so ausdrücken: Sei der, als den dich Gott gedacht hat, als er dich ins Dasein rief, so lobst du den Schöpfer. Denn jeden hat Gott gedacht als ein Wesen voll Unschuld und Gerechtigkeit. Artet er aus in eine Existenz voll unflätiger Lüste und gemeiner Selbstsucht, so zerstört er die göttliche Idee und macht, so viel an ihm ist, Gott Unehre.

Merke dir besonders das „hilfreich und gut"!

Denn in eine Welt voll Hilfsbedürftiger sind wir gesetzt, allenthalben ist Not und Mangel und das Bedürfnis des Rates, der Belehrung, der Warnung, des Trostes. Die diese gern und willig, mit Selbstverleugnung und mancherlei Opfern, aus Liebe zu Gott und Menschen austeilen — das sind die Psalmisten Gottes in der Welt; denn ihr ganzes Leben ist ein: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen!"

Verlieren.

Ach, unter den Sorgen und Zerstreuungen des Lebens, selbst unter den löblichen und notwendigen Studien und Beschäftigungen entfremdet man sich so leicht des Gedankens an Gott und höhere, ewige Dinge, und wenn solcher durch Not und Verlegenheit, durch Schmerz und Krankheit, durch bittern Verlust oft plötzlich wie aus weiter Ferne wieder nahe gerückt wird, so fehlen die Anknüpfungspunkte, kalt und fremd ist das Herz geworden, es geht nicht mehr zusammen.

Ein elender Zustand, wo das Gemüt seinen Meridian verloren hat. Wohl läßt er sich wieder finden; Gott bietet jederzeit die Vaterhand dazu, und auch der verlorne Sohn wird von ihm wieder aufgenommen: aber die wenigsten derer, die sich verirrt haben, bringen es je wieder zur Rückkehr in die Heimat.

Nein!

Die Kehrseite des heitern Wörtchens Ja ist das trübe Nein. Es ist verwandt mit nicht und nichts und versagt Hoffnungen, Bitten, Wünsche, verweist uns auf die Schranken unsrer Existenz, demütigt, verstimmt. Aber wer wüßte nicht, wie oft es auch gut und heilsam ist und tausendmal besser, als das Ja sein würde?

Doch ich meine hier ein anderes; nicht passive das Neinvernehmen, sondern aktive das Neinsagen. O lerne mir diese Kunst! Es gibt viele, die sie nicht verstehen, und doch ist keine im Leben nötiger. Z. E. du willst arbeiten. Da kommt einer und fordert zum Spaziergang auf. Kannst du nicht ein festes, entschiedenes Nein sagen, so verlierst du das eine Mal deine Zeit und das nächste Mal auf dieselbe Zumutung wieder. Oder er will bei dir borgen. Ist er nicht der bewährteste Freund, so verlierst du, so du nicht nein sagen kannst, dein Buch, dein Geld. Oder er will deine Verwendung in irgend einer, vielleicht sehr bedenklichen Angelegenheit, deine Teilnahme und Mitwirkung. Ums Himmels willen, sage Nein! — Aber sage dir es auch gegen dich selbst, so oft Sinnlichkeit, Begier und Leidenschaft dich zur That reizen wollen, und sei ein unerbittlicher Vollstrecker der Negation.

Es gibt gewisse Mittelausdrücke zwischen Ja und Nein, etwa „wir wollen sehen“ — „ich will's überlegen“ — „ich denke wohl,“ u. dergl. Die taugen allesamt nichts, weil am Ende doch gewöhnlich — ein Ja daraus wird.

Wisse: Du hast kein Metall in deinem Charakter, wenn du nicht das Nein fleißig handhaben kannst.

Menschheit.

Die Menschheit als eine Vielheit von Individuen zu betrachten, die durch Triebe, Not und Bedürfnis zu Verbindungen unter sich gezwungen ihr Dasein sich nach Möglichkeit leicht und schwer, erfreulich und unerträglich machen, ist eine vulgäre und triviale Anschauungsweise. Richtiger und fruchtreicher faßt man sie als Einheit und Ganzes. Was Mensch heißt, ist Evolution einer göttlichen Idee und bildet ein Ganzes, wie etwa ein großer Baum samt seinen Millionen Zweigen und Blättern eine Einheit ist. Was für eine Idee? Vielleicht die Idee einer durch sich selbst bestimmten und aus sich selbst wirkenden Fortbildung von tierähnlicher und instinktartiger Gebundenheit zur herrlichen „Freiheit der Kinder Gottes," wie es in der heiligen Schrift heißt.

Somit ist der sechste Schöpfungstag noch nicht vorüber. Die leibliche Existenz des Menschen freilich ist fertig, aber das war der Anfang nur des Anfangs. Wenn einmal der ganze Mensch wirklich fertig sein wird, so ist auch die ganze Schöpfung vollendet, und zwar im doppelten Sinn. — Wir stehen noch mitten im Werke, oder vielmehr noch nahe am ersten Werden, das Größere ist uns noch im Rückstande.

Mit dem Fortschreiten des Menschen bildet sich auch sein Verhältnis zur Natur fort; die Stiefmutter gewinnt ihr Kind lieber und wird zur wahren und wirklichen Mutter. Dann kommt es zum segensvollen Bund der Liebe und innigen Vertraulichkeit; „alles wird neu."

Diese Betrachtungsweise ist praktisch, wie alles Wahre. Sie treibt an, das allgemeine Werk nach Möglichkeit an und in sich selbst zu vollziehen, jeden andern als ein zweites Ich zu betrachten und alles nur im All sein zu wollen. Sie gibt Lebensfreudigkeit durch heitere und weite Fernsicht. So lange der Mensch sein wird, werde auch Ich sein — jeder ist ein Ich — und der Segen des Ganzen ist auch der meine.

* * *

Denn der menschliche Geist kann betrachtet werden als Sohn Gottes und Zögling der Natur.

Don Juan d'Austria, Sohn Karls V., aber in der Dunkelheit, von seiner hohen Abkunft nichts wissend, auf einem Dorfe erzogen — bis endlich der Moment eintrat, wo dem Überraschten der Schleier fiel — — siehe, das ist ein Bild der Menschheit. Ein lebendiger Gedanke aus Gott geboren, aber in die Natur versenkt, ob es ihm wohl gelänge, sich aus dieser Umhüllung herauszuschälen, seinen hohen Adel erst zu ahnen und dann zu entdecken und weiterhin auch ein göttliches Leben im Elemente der Wahrheit und der Liebe auszuprägen und zu manifestieren: das eben ist der Mensch.

Aber bevor es der Gesamtheit gelingt, aus dem Werden zum wahren Sein hindurchzudringen, ist es manchem Individuum möglich gewesen und in aller Zeit noch immer möglich, diesen Verlauf zu anticipieren und die Bestimmung des ganzen Geschlechtes in sich zu vollziehen. Und gerade in dieser Möglichkeit zeigt sich der Adel und die Selbständigkeit des individuellen menschlichen Daseins, das vielen so unbedeutend und geringfügig vorkommt; jeder einzelne hat die Anlage und Fähigkeit, das Ganze zu werden.

Oder dünkt dir das unglaublich und chimärisch? So versuche es doch, den unermeßlichen Apparat des Unwesentlichen auszuscheiden, so daß nichts als der feste Kern und das klare Wesen zurückbleibt: dann wird es dir begreiflich werden.

Zum Glauben aber wirst du es bringen, wenn du die Edelsten deiner Zeitgenossen (du findest diese aber zumeist im weiblichen Geschlecht) zu erkennen und zu unterscheiden vermagst.

Volle Bestätigung und Gewißheit endlich wirst du gewinnen, wenn du das Bild Christi, wie es in den Evangelien ausgedrückt ist, aus allen einzelnen Zügen zu erfassen und zu lieben lernst und zu der Überzeugung gelangst, daß der Meister noch bis zu dem heutigen Tage seine Jünger hat, und daß die Zahl derselben in fortwährender Zunahme begriffen ist.

Wissen — Thun.

„Die Athener wissen, was recht ist, aber die Spartaner thun es.“ Mit diesen Worten ist der faule Fleck bezeichnet, der die Athener, das heißt, den Menschen überhaupt deturpiert — denn alle sind Athener. Wir wissen — ach, wie viel! wir thun — ach, wie wenig!

Wie bringt man doch das richtige Wissen und das adäquate Thun in eine unauflösliche Verbindung und, so zu sagen, in eine legitime und harmonische Ehe? Wenn man der Erkenntnis des Rechten Kraft und Macht geben könnte. Aber wie macht man das? Ist sie doch wie feine Grundzeichnung auf der Leinwand, die alsbald nicht etwa ausgemalt, sondern mit dicker Farbensudelei übertüncht wird von der Pfuscherin Sinnlichkeit.

Du gehst gewiß mit guten Vorsätzen aus dem Vaterhause und weißt recht gut, was zu thun ist und wie. Wie mag dies Wissen thatkräftig werden? Ich fasse alles, was ich in diesen Blättern niedergelegt habe, zusammen in folgenden Sätzen:

Halte das Gottesbewußtsein jederzeit in dir wach und lebendig, bete morgens und abends, wohne fleißig dem öffentlichen Gottesdienste bei. Das ist der Kompaß auf dem umnachteten und oft sturmbewegten Meere des Lebens.

Lebe eingezogen, meist für dich, in deinen Studien: das schützt gegen tausend Thorheiten.

Kontrolliere dich selbst. Damit du aber die Norm, nach welcher diese Kontrolle zu veranstalten, immer vor

Augen habest, so lies fleißig in der heiligen Schrift; in ihr ist Geist, Leben, Wahrheit.

Denke viel ans Vaterhaus, an die Deinen, stelle dir immer vor, was diese von dir erwarten, hoffen, wünschen. Vergiß nicht, daß deine Eltern alt sind, morsche Stützen, die bald brechen können. Aber auch, daß sie mit Frieden dereinst ihr Haupt zur Ruhe legen wollen, und daß dieser Friede von deiner Seite nicht gestört werden dürfe.

Damit Gott befohlen, lieber Sohn!

Alphabetisches Register.

Ändern — Gewohnheit 44.
Alles ist eitel 14.
Alter und Jugend 199.
Anhalten 203.
Atmosphäre 150.
Autoritäten 198.
Basen, die 159.
Beauftragt 205.
Beruf 31.
Charakter 184.
Conatus 211.
Du und die andern 3.
Dulde 171.
Edel 99.
Ehre 77.
Ehre Gottes 214.
Einseitigkeit 19.
Einzelne, das 143.
Entschuldigungen 212.
Enthusiasten 98.
Erfahrung 87.
Examen 168.
Fähigkeiten 145.
Familienschicksale 204.
Feind, der 194.
Fest 138.
Flecke, faule 156.
Fleiß 20.
Fortuna 191.
Fragen 47.
Freiheit 37.
Freude 83.
Freunde, die drei 181.
Funke, der 32.
Ganz und halb 213.
Geld 76.
Goethe 117.
Gottesbewußtsein 64.
Göttliche, das 61.
Großen, die 167.
Gymnasium 33.
Haß 200.
Haut, eigene 114.
Helfer 152.
Hintendrein 187.
Hochmut 51.
Ideologen 207.
Irrtum 188.
Ironie 142.
Jugendplage 22.
Jugend und Alter 199.
Karikaturen des Heiligen 66.

Klassifikation 158.
Klassiker 34.
Lebensmitte 48.
Leid 85.
Lerne dich kennen! 26.
Liebe 101.
Liebhabereien 141.
Lob 108.
Männerfreundschaft 179.
Meisterschaft 165.
Menschenkenntnis 8.
Menschenwert 93.
Menschheit 217.
Moral 132.
Neigungen 164.
Nein! 216.
Nichts anstaunen 12.
Paradies 30.
Philosophie 52.
Praktiker 207.
Prophetie 196.
Rache 153.
Rat 190.
Rückblick 28.
Rücksichten 129.
Schicksal 42.
Schliff 69.
Schuft 155.
Segen, göttlicher 80.
Selbstfreundschaft 109.
Selbstkenntnis 25.
Selbstschau 27.
Selbstverachtung 202.
Sophist 133.
Sprungweise 113.
Stichwörter 116.
Stirb und werde 146.
Stoicismus 72.
Stolz 180.
Streben 17.
Streite! 41.
Temperament 70.
Tiefen 134.
Tod 35.
Trost 162.
Überschätzung seiner selbst 176.
Umgang 178.
Unliebenswürdigkeit 170.
Unruhe 23, 174.
Ut sunt 7.
Verdacht 128.
Verlegenheiten 126.
Verlieren 215.
Versäumnis 67.
Vetter Michel 82.
Vielmachen 160.
Was zu lernen sei 15.
Weimarer Kunstleben 121.
Werden 73.
Wissen — Thun 220.
Wohlthätigkeit 74.
Zeit 172.
Zeitgeiz 111.
Zorn 29.
Zuletzt 149.